

LEECHKIRCHE

Maria am Lee! Poesie liegt in dem Namen, malerischer Reiz über dem gotischen Bau mit seinem altertümelnden Portal, breiten Fenstern, „einsiedlerischen“ Türmen, romantische Stimmung im wehevollen Innern, im Halbdunkel seiner zierlichen Halle, in der sich das ungedämpfte Sonnenlicht der Südfenster traulich eint mit dem farbigen Schimmer der Chorscheiben. Es ist sympathisch und bezeichnend, daß schon 1665 mitten in der tödlichen Bedrohung des Kirchleins durch die vordringenden Türken eine beamtete Schreiberseele dem Zauber dichterisch erlag und mit seiner prosaischen Kielfeder das Wort von der „ganz holdseligen Kirche“ hinschrieb.

Eine für Grazer Verhältnisse erfreuliche Fülle von früh- und spätgotischen Plastiken prangt am Tympanon, am Hochaltar, ja an den Gewölbe-Vierungen, eine kleine Sammlung von gemalten Kostbarkeiten ist im beengten Raum traulich hilflos postiert, im Dämmer des Unterchores, des schattenden Emporenganges mehr zu erah-



Abb. 26. Siegel mit St. Kunigund. 1490

Lee ein Pfeiler in der Brandung, ein schützender Vorposten an der von aggressiven Osmanen ständig bedrohten Ostseite der Stadt. Für Graz ist das Kirchlein die Verkörperung einer halbttausendjährigen Gefährdung und Bewährung, viermal dem eigenen unmittelbar drohenden Ruin trotzend ... Verwunderlich also, wenn nicht beschämend, daß dieses Gotteshaus nicht längst eine entsprechende Monographie besitzt. Die Tatsache, daß die Archivalien zur Gänze außerhalb des Landes sich befinden, war mehr ein Vorwand des Zögerns ... vielleicht war es eine Art Ehrfurcht vor der kaumpfumwitterten Geschichte, die bis auf wenige Ansätze von streifenden Artikeln von dem erhabenen Thema sich abhalten ließ, für Männer der Kunstgeschichte das Gefühl des Unbehagens, daß besonders über die Frühzeit trotz mancherlei Bemühungen nichts Gesichertes zu erspüren war. Diese Empfindung wird der Leser — und Autor — auch dieses Buches nicht richtig los, doch darf er sich getrösten, immerhin mit einigem Erfolg einen Versuch der Darstellung, verschiedenerlei unbekanntes Einzelheiten zum Gesamtbilde beizusteuern. Um einmal mit einem Satze unösterreichisch unbescheiden zu sein — kostbar wird dieser Versuch bleiben schon durch die Erfüllung einer längst fälligen Ehrenpflicht: die aus früheren Jahrhunderten angesammelten Kunstschatze wenigstens

als exakt zu überprüfen; die zerklüfteten Schwur-fahnen sind zwar zur Zeit noch in irgendeinem Arsenal geborgen, an ihrer Stelle verkünden schwerfällige Grabsteine und zierliche Wappenschilder von Heimatnot, religiösem Idealismus und kämpferischem Heldenmut. Wievertragene Balladen raunt es piano um Baurumpf, Giebel und First; jahrhundertelang war das Ordenskirklein am

Stelle verkünden schwerfällige Grabsteine und zierliche Wappenschilder von Heimatnot, religiösem Idealismus und kämpferischem Heldenmut. Wievertragene Balladen raunt es piano um Baurumpf, Giebel und First; jahrhundertelang war das Ordenskirklein am

im Bilde zu zeigen und so zünftigen Kunsthistorikern die Möglichkeit zu geben, durch Stilvergleich Näheres über die Künstler ausfindig zu machen: Wie* bei den farbigen Scheiben von außen her.

Ursprünglich war die Kirche nicht der Gottesmutter, sondern der hl. Kunigunde, der Gemahlin Kaisers Heinrich II., geweiht, gewidmet von dem vorletzten Babenberger. Julius Caesar erzählt in seinen Annalen des Herzogtums Steiermark: Im Jahre 1201 nahm Herzog Leopold III. in Bamberg an einer wehevollen Feier teil. Der Leib der hl. Kunigunde wurde in ein neues Grab übertragen, das jetzt Tillman Riemenschneiders erlesene Kunst zierte. Eine riesige Volksschar wohnte dem Akte betend bei, auch ein Häuflein Bresthafter. Da geschah das Wunderbare, ein Stummer erhielt an ihrer Tumba die Gnade der Sprache. Tief beeindruckt erbaute Leopold schon im folgenden Jahre auf dem Hügel Lee bei Graz ein Gotteshaus zu ihrer Ehre. Caesar gibt keine Quelle an. Interessant ist in diesem Zusammenhange: ausgerechnet aus diesem Jahr 1202 stammt die Kunde von einer St. Kunigunden-Kapelle des Deutschordens in seiner ersten deutschen Balley Thüringen. Ludolph von Kroppenstädt, Bischof von Magdeburg, hatte ihm 1200 zu Halle einen freien Grund zum Ausbau eines Hospitales zur Verfügung gestellt. Zwei Jahre später war die Kunigundenkapelle fertig.

Die Kirche am Lee war jedoch ein Menschenalter lang nicht Ordenseigentum sondern *Eigenkirche* des steirischen Herzogs, zu deren Betreuung er wohl einen seiner Hofkapläne beorderte. 1224 wird die Kunigundenkapelle bei Graz im steirischen Urkundenbuch erstmalig genannt. Juxta, bei ihr, also wohl auf dem damals noch ungeebneten Kirchhügel, urkundete laut Zahn II, 214, Herzog Leopold VI. von Österreich, Leopold III. von Steiermark, am 22. April eine Streitschlichtung zwischen Wulfing von Stubenberg und dem Spital zu Semmering; über Güter zu Neusiedl, Hart und Forinz (Fernitz?). Eine stattliche Anzahl von geistlichen und weltlichen Notabeln (39) assistierten als Zeugen, darunter die Bischöfe von Seckau und Chiemsee, die Pfarrer von Graz, St. Georgen an der Stiefing und Straninsdorf. Als Notar fungierte Pfarrer Leopold von Alaht. In dem Kirchlein bezeugte am 17. Februar 1227 derselbe Herzog die Beilegung eines Zwistes zwischen dem Domstift Seckau und den Brüdern Leutold und Ulrich von Wildon um Liegenschaften zu Guberniz bei Knittelfeld. Zahn II, 303 bringt die gewichtige Urkunde, derzufolge die Kapelle mit zahlreichen Grundstücken in den Besitz des Deutschen Ritterordens überging. Das Instrument, verwahrt im Deutsch-Ordens-Zentral-Archiv Wien (Doza), bringen wir faksimiliert in Abbildung 27. Sein wesentlicher Inhalt lautet:

Folgend den Spuren seines christlichen und frömmsten Vaters Herzog Leopold zu Österreich, gewogen den Brüdern des Hospitals St. Mariae des Deutschordenshauses in Jerusalem, die meinem Vater vor andern sich als anhänglich und treu erwiesen, übertragen wir ihnen die ecclesia sita in colle juxta civitatem Pairische Gretz, die Kirche am Hügel bei der Stadt Bairisch-Gretz, mit Recht, Freiheit und Gerichtsbarkeit. Und mit Gütern auf Berg Predel, zu Schillingsdorf, Schafstal, Rohrbach und Neustift, ferner Höfe zu Mackau, Flöcking, Wilfingsdorf und Messendorf. Übertragen ausdrücklich die Einkünfte aus dem „Pluetigen Phenninch“, wie die Exemption von aller weltlichen Gerichtsbarkeit ... Die Urkunde ist am 28. Oktober 1233 zu Erdberg in Wien ausgestellt.

Genährt von den Idealen der Kreuzzugsbewegung, hatten Angehörige der europäischen Nationen, die den Hauptkampf um die Befreiung der heiligen Stätten von der osmanischen Knechtschaft führten, zugkräftige Verbindungen von Rittertum und Mönchswesen gebildet, die zu den althergebrachten Ordensgelübden noch das Gelöbnis, mit der Waffe in der Hand den hl. Glauben zu schützen, abgelegt hatten, gegründet: Die Templer der Franzosen (1118), die Johanniter der Italiener (1120) und die Deutschherren, die seit 1128 in Jerusalem ein Hospital unterhielten, 1190 sich zu einem

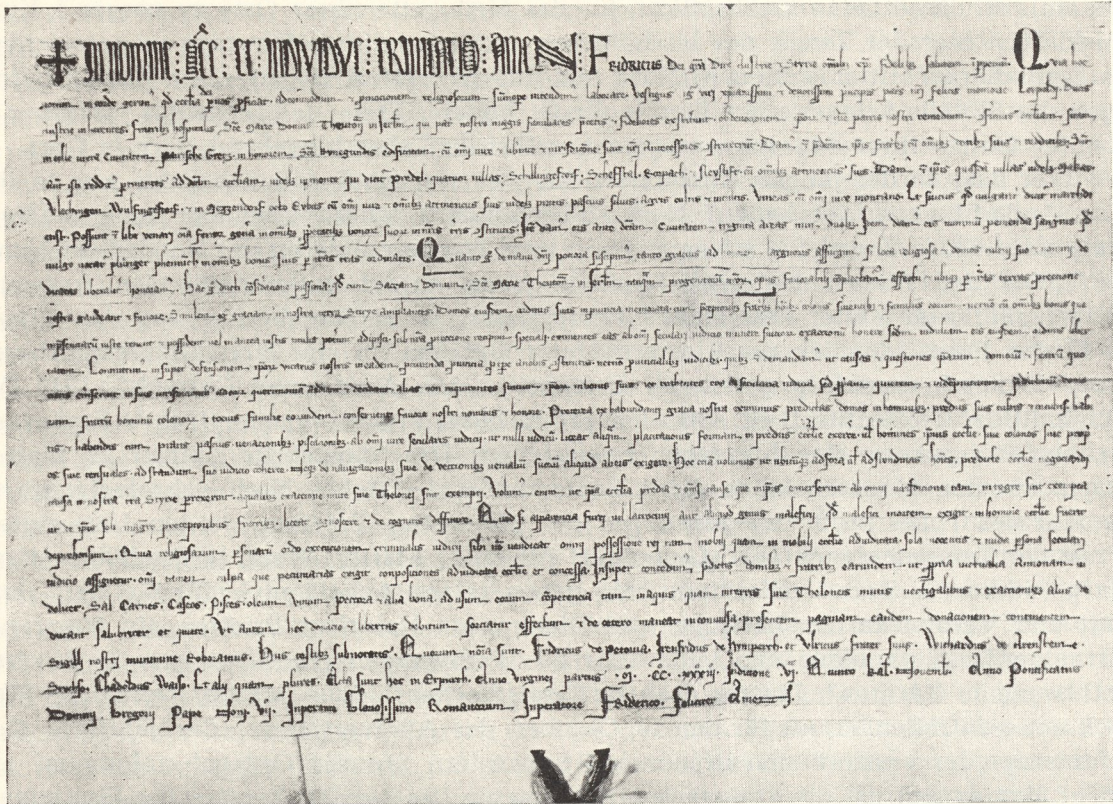


Abb. 27. Schenkungsurkunde an den Deutschritterorden. 1233

Ritterorden formierten. Papst Klemens III. nahm 1190 sein Krankenhaus „Unsere Liebe Frau von Jerusalem“ in seinen besonderen Schutz. Der erste Hochmeister war Ritter Heinrich Walbott aus der Pellenz, der große Organisator der Held von Damiette, Hermann von Salza. Nach dem Fall von Akkon (1291) residierte der „Deutschmeister“ in Venedig, seit 1309 in Marienburg. Das Ordenskleid war und ist ein silberweißer Mantel mit aufgenähtem schwarzen Kreuzfahrerkreuz.

Johannes Voigts Ordensgeschichte (Berlin 1859) zählt 12 Provinzen, Balleien genannt, auf. Die älteste war das „sonderliche Kleinod“ Thüringen, dem Hermann von Salza entstammte, die zweitälteste Österreich. „An Umfang des weiten Bereiches ihrer Besetzung stand diese Ballei allen übrigen voran, denn von dem Ufer der Donau an durch Steiermark hatte sich der Orden im Verlauf der Zeiten in mehreren Häusern angeheimt“: 1203 in F r i e s a c h, wo der Erzbischof von Salzburg Eberhard, Truchseß von Waldburg, dem Orden die Zehnten des Schlosses Fiesach widmete. Bald entstanden zwei neue Ordenshäuser in W i e n und N e u s t a d t . . „Schon in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts hatte sich der Orden in Steiermark verzweigt. Dort trat ihm in der Nähe von Pettau Ritter Friedrich sein eben der Ungarn entrissenes damals noch unbebautes und unbewohntes Erbgut zu S o n n t a g mit der Hälfte des Zehnten ab.“ In Krain gab ihm Herzog Ulrich III. von Kärnten und Krain erste Heimstatt. Dort entstanden die Komtureien M ö t t l i n g und T s c h e r i e m b l. Das Wiener Haus ging 1258 in Flammen auf, König Ottokar von Böhmen gbt ihm das Patronat über die Kirche zu Laubendorf, weil die „Ritterbrüder nie für den Namen des Gekreuzigten eine Todesgefahr gefürchtet“, 1260 überläßt ihnen Erzbischof Ulrich von Salzburg in einer zu Piber ausgestellten Urkunde die Johanneskirche bei Stubeiberg (heute St. J o h a n n bei Her-

berstein), erfüllend „eine Liebespflicht, für das Heil gottweihter Orte zu sorgen.“ Kurz und klar ist hier der Zweck der bischöflichen und herzoglichen Fürsorge ausgesprochen: Die Deutschordensritter sollten in Nord und Süd in weitem Bogen einen Schutzkordon gegen die Einfälle kriegerischer Eindringlinge bilden. Treu und selbstlos haben die Kämpfer Gottes ihrer Mission nachgelebt, selbst ihr Leben hingebend, auch in Graz.

Wer mag an der jungen Kirche gewirkt, wer sie mit Spenden begabt, wer in ihr seine Andacht verrichtet haben? Nach siebenhundert Jahren scheinbar eine müßige, eine aussichtslose Frage. Sie ist es nicht — zwei Pergamentblätter der Handschrift Nummer 15.047 der Wiener Nationalbibliothek geben darauf andeutungsweise Antwort. Letzter zufällig geretteter Rest eines Nekrologiums, eines Totenbuches aus der Urzeit der Kirche. Franz Maschek aus Klosterneuburg hat ihn in der von Diözesanarchivar Otmar Wonisch umsichtig geleiteten Zeitschrift „Aus Archiv und Chronik“, 1949 IV, vollinhaltlich veröffentlicht, Dr. Otto Lamprecht hiezu in der Nummer 1949 V Ergänzungen, beziehungsweise Berichtigungen beigesteuert. Das Manuskript enthält 22 Eintragungen aus den Monaten März, April, September und Oktober. Nach Nekrologienart ist das Jahr des Todes nicht angegeben, nur der Monatstag. Bei den meisten Verewigten ist nur der Taufname angeführt: Leupoldus, Alheidis, Maria, Wentl (Wendelin, Wandalda?), Richkardis, Reizza, Wolfherus. Sie geben keinen Anhaltspunkt für Stellung, Herkunft und Verdienste. Anshaelmus wird Diakon, ein Heinricus Priester, ein Hainricus Pfarrer genannt, Arnoldus und Ludewicus de Wethwangen (Feuchtwangen in Bayern, Viechtwang in Kärnten?) Fratres. Daß sie Deutschordensbrüder waren, vermutet Maschek umso zutreffender, als für den 10. Oktober das Anniversarium, der jährliche Gedächtnistag „der verstorbenen Brüder und Schwestern unseres Ordens“ anberaumt erscheint, daß es sich um die Ordensniederlassung am Lee handelt, beweist die Eintragung Wlfingus (Wulfing) Posschel de Schillingstorf, denn Schillingsdorf östlich Graz gehörte schon zu den ersten Dotationsgütern der Kirche. Zweifellos ein Wohltäter, vielleicht Altarstifter. Elizabet wird als Gattin Lupoldi de Medlich (Melk, Mödling, Möttling?) angeführt, ein Gotfridus als von Muoch (Mochl bei Kammern?), ein Ulricus als aus Vihdorf (Viehdorf bei Amstetten?) stammend. Gottfried wird von Wichner 1181 als Zeuge genannt. Pilgrimus, Bruder und Priester, war vielleicht Seelsorger an der Leechkirche, Hainricus Pfarrer von Treves (Traföß, Kirchdorf bei Pernegg?). Drei Hainrici scheinen die zeitliche Festlegung der Blätter zu ermöglichen, erschweren sie aber, bringen Verwirrung, ja Zweifel an der Genauigkeit des Schreibers: Der letzte wird Sekawiensis Episcopus tertius, Bischof Heinrich der dritte von Seckau genannt. Bischof Heinrich III. von Burghausen starb erst am 13. Juli 1337. Maschek stellt richtig: Es handelt sich um Heinrich I. von Seckau, denn er starb, wie es auch das Nekrologium vermerkt, am 7. Oktober (1243). Der erste figuriert als Archidiakon de Gras ... (Graz? Graslup-Mariahof bei Neumarkt?) Maschek nimmt ihn als Archidiakon der Oberen Mark, auch Pfarrer von Greischern-Grouscharn-Pürgg, von Tomek von 1190 bis 1220 bezeugt. Den zweitgenannten Hainricus Plebanus hält Maschek für einen Pfarrer von Graz. Heinrich II. oder III? Historisch beglaubigt ist Eberhardus tumprepos. Patav., Dompropst Eberhard II. von Passau, aber nur bis 1220. Sollte das Nekrologium noch vor 1233 zurückreichen und erst von den Deutschordensherren fortgeführt worden sein? Jedenfalls berührt es schmerzlich, daß es nicht zur Gänze auf uns gekommen ist.

Die ursprüngliche Kunigundenkapelle ging wohl bei dem Einfall der Ungarn 1250 zugrunde. Am 13. Juni 1255 überreichte Landrichter Gottfried von Steiermark den Landherren Steiermarks einen Befehl des Königs von Ungarn, worin diese aufgefordert wurden, den Deutschrittern zu Graz Genugtuung zu leisten und die Schäden zu vergüten, die sie den Ordensbrüdern durch „Unbill und Räubereien“ zugefügt hatten. Bald darauf schritten die Ordensritter zu einem Neubau. Erwünschte Auskunft hierüber geben et-

liche Ablaßbriefe, deren Abschriften noch im Zentralarchiv erliegen. Am 25. Juli 1275 gewährte Bischof Dietrich von Gurk von Metnitz aus einen Ablaß von 40 Tagen allen, die zum Bau der Kirche beitragen, quae praecipue in honore Ste. Chunegundis funditus fabricatur, die vornehmlich zu Ehren der hl. Jungfrau und Königin von Grund auf erbaut wird. Dieser Brief bezeugt nicht einen erneuernden Umbau, sondern einen fundamentalen Neubau. Der Ablaß war auf fünf Jahre befristet, vielleicht hoffte man mit dem Werk so rasch zu Ende zu kommen. Kriegsdienst und anderweitige Inanspruchnahme traten wohl hindernd in den Weg. Am 1. August 1283 griff gleich eine Reihe von Kirchenfürsten, die dem Orden angehörten, ein, vom Hauptkampfplatz aus: Zu Akkon stellten Bruder Gaufried, Bischof von Hebron, Vikar des Elias, Patriarchen von Jerusalem, Rainulf, Erzbischof von Nicosia, Bruder Hugo, Bischof von Betlehem, Bartholomäus, Bischof von Berith, Wilhelm Bischof von Tiberias und Heinrich, Bischof von Linköping in einem gemeinsamen Schreiben fest, daß die Ordensbrüder zu Grezze eine Kunigundenkirche zu bauen begonnen hätten — in einem kostspieligen Werk, opere sumptuoso — und zum Weiterbau Mittel brauchen; sie ermahnen also den Gesamtorden, Universitatem Vestram, und legen ihm die Pflicht auf, fromme Almosen und Hilfsmittel der dankbaren Liebe zur Vollendung des Werkes beizusteuern. Im selben Jahre erließen anderen Quellen zufolge auch Erzbischof Johann von Siponto und Erzbischof Romuald von Bari zugunsten des Heiligtums Indulgenzbriefe. Am 30. August 1293 endlich verleiht Bischof Heinrich von Brixen einen 40tägigen Ablaß für den Besuch des Kirchleins. Unter den begünstigten Festtagen wird hier auch das anniversarium dedicationis, der Jahrestag der Kirchweihe genannt. Es handelt sich also wohl um das Konsekrationsjahr, vielleicht hat dieser Bischof selbst die Weihe vorgenommen.

Konservator Graus, der sich in zwei Aufsatzreihen des „Kirchenschmuck“ 1879 und 1884, verständnis- und liebevoll mit dem Bau und seinen „Malwerken“ beschäftigt hat, gab der Meinung Ausdruck, daß anlässlich dieses frühgotischen Umbaues auch das Patrozinium gewechselt hätte: Statt Kunigunden- — Marienkirche! Der Umstand, daß das Urheiligtum des Ordens in Jerusalem nach der Gottesmutter benannt ist, daß ferner die heutige Tympanon-Madonna zweifellos dem Portal der Jahre um 1283 oder 1293 entstammt, legt diese Schlußfolgerung nahe. Ihr widerspricht aber wohl ausschlaggebend, daß der Komtur noch 1521 ein Siegel führte, das die hl. Kunigunde zeigt. Auf der Urkunde vom 29. April 1521. Auf dem Siegel steht: S. frate. domus. teutonicus in Graec. In der Mitte aber steht zu lesen: „1490. S. Kunigund.“ Das Siegel (Abb. 26) ist also zehn Jahre vor dem Umbau, bei dem wohl die Gottesmutter zur Hauptpatronin erhoben wurde, entstanden.

In den zitierten Ablaßbriefen sind übrigens mehrere Schutzheilige der Kirche genannt — überall an erster Stelle die hl. Kunigunde. Da auch die „Nebenheiligen“ als Statuen oder Bilder auf den Altären gerne in Erscheinung traten, seien auch sie angeführt. 1275 heißt es nur allgemein: et aliorum plurium Sanctorum, und vieler anderer Heiligen. 1283 aber: Katharina und Barbara. 1293 kommen als Fest- und Ablaßtage noch hinzu: Magdalena, Margarethe, Radegunde und Elisabeth, wir werden sehen, daß die heiligen Frauen (bis auf Radegunde) noch heute im Gotteshaus in effigie Verehrung genießen.

Vom ersten Kunigundenkirchlein vermutet Monsignore Graus, daß es „wohl ganz klein gewesen sein muß, organisiert wie alle romanischen Kirchen mit einem mäßig langen oblongen Schiffe und einem quadraten oder absidialen Altarraum.“ So verwunderlich es klingt, dieser in allem gründliche Gewährsmann hält dafür, „es dürfte in dem jetzigen Baue noch teilweise vorhanden sein“. Er stützt sich auf ein Gutachten von Oberbaurat Baron Ferstel, das dartut, „die westliche und auffallend zerklüftete Schiffsmauerhälfte sei der Überrest eines älteren Baues (welcher also hier jener

von 1202 wäre), der beim Umbaue mitbenützt wurde und daher auch die Gebrechlichkeit eines höheren Alters zur Schau trägt". Jedenfalls gibt der Hauptteil des jetzigen Baues das Werk von 1283 wieder. Freilich nicht die Giebelfassade, wohl aber Schiffsmauern und Presbyterium.

Gerade diese Teile begründen den kunsthistorischen Ruhm unserer in der ersten Anlage frühgotischen Ordenskirche. „Von hohem geschichtlichen und künstlerischen Interesse“, äußert sich kurz Dehios Handbuch, ausführlich begründet das Urteil Graus in seinem Kirchenschmuckartikel „Ein Kirchenpaar zu Graz“ 1884: „Für die Monumentalgeschichte des Landes von großer Bedeutung; denn sie ist eine der frühesten, vielleicht die erste voll ausgebildete gotische Kirche in unserer Heimat . . . In der ganzen Umgebung ohne Beispiel, daher weithin musterhaft und anregend.“ Dieses hohe Lob wird zwar leicht eingeschränkt, in seinem größeren Zusammenhang aber unterstrichen, in Karl Ginharts „Bildende Kunst in Osterreich“. Hier führt Walter Buchowiecki aus: Drei verschiedene Strömungen bringen die Gotik ins Donauland, die Zisterzienser, die Bettelorden, die nordfranzösische Hüttengotik. Letztere über Regensburg. Ihr Erstlingswerk sei der Chor von Marchegg, ihre nächsten Leistungen in Steiermark sind die Leechkirche, die Jakobskapelle der Grazer Franziskaner, das Walpurgiskirchlein bei St. Michael.

Französisierend ist schon der Grundriß. Nicht mehrere Schiffe, nicht einmal eine Abgliederung von Schiff und Presbyterium: beide gehen unbemerkt ineinander über, bilden zusammen eigentlich nur eine Kapelle. Vom Typus der freilich unvergleichlich kostbareren Sainte Chapelle in Paris. Was diese in genialer Preziosität leistet und löst, versucht in gröberen Formen auch unsere „holdselige Kirche“: Zurückdämmen und Verflüchtigen, Durchbrechen und Auflösen der starren Mauermassen zu Gunsten der möglichst vielen und breiten Fenster. Die „Entstofflichung des Steines“. Elf Fenster gossen einst von drei Seiten Licht über Priester und Volk. Umbauten haben freilich auf der Nordseite das Lichtwunder zugunsten der Sturmsicherheit geopfert, ein Emporengang (Abb. 28) es auf der Südseite gehemmt, noch aber zeigt diese Front die Tatsache, die hierzulande um 1300 noch ein Wagnis war: Die Fenster samt dem Randhaustein sind genau so breit wie die dazwischen liegenden Mauer„pfeiler“. An französische Vorbilder gemahnen Graus die Basiden der Dienste mit dem doppelten Fußglied, die doppelten Kapitäle, deren Ahorn-, Weinlaub- und Eichenmotive die Pfeilerchen in zwiefacher Reihung förmlich überwuchern. Die Frühzeit der Gotik sieht er verkörpert in den vielfältigten Wanddiensten, denen über dem Kapitäl in gleicher Anzahl die sich spaltenden und entfaltenden Profile der ansteigenden Rippen entsprechen. „Hier nahm es noch der Architekt mit der Logik von der Zehe bis zum Scheitel pedantisch ernst und wies in den Trägern jeden Heller nach, den er oben im Gewölbe auf seine Rechnung nehmen mußte.“

Singulären Kunstwertes wie der Bau sind auch die leider auf etliche Probstücke zusammengeschmolzenen Plastiken der frühgotischen Kirche. Die wichtigste grüßt uns in freilich geänderter Umgebung entgegen vom Giebelfeld des Haupttores, das berühmte Sandstein-Hochrelief Thronende Maria mit dem Kinde. Witterungseinflüsse haben gerade die gewichtigsten Gesichtspartien abgerauht und vergrößert, so daß schier eine gewisse gespenstische Starrheit über die „Masken“ geistert. Unausgelöscht aber blieb die beseelte Innigkeit der Szene, zwischen den freilich erst später aufgemalten Himmelsboten, wahrhaftig ein „Schauspiel für Engel und Menschen“: Die Mutter reicht dem Kinde einen Apfel, dieses kost sie dafür dankbar am Kinne, was die Beglückte wieder mit einem verklärten Lächeln quittiert. Unverwischt blieben noch mehr die stilistischen Eigenheiten der frühen Gotik. In noch romanisch anmutender Frontalstellung ruht die Gottesmutter auf ihrer Steinbank. In bewußter Symmetrie ist das ausgeglichene Gefältel des Unterkleides über die Knie gelegt. Ausgeprägt ist der siebenmal wiederholte Spitz-

winkel, zwei Hals in Hals verschlungene Greife bilden einen bildhaften und doch bewegten Sockel, über den sich die Aufstoßgelege des Kleidsaumes überzeugend breiten. (Tafel 27.) „Für Österreich ein Hauptwerk frühgotischer Plastik“, klassifiziert Dehio. Garzarolli-Thurnlack spricht von einer Blüte der alpenländischen Kunst. Er schreibt das Werk einer Werkstatt des deutschen Ritterordens in Graz zu, gibt ihr unter anderem auch eine Thronende Maria aus Sandstein in der Nähe der Deutschritterordenskirche zu Laibach sowie eine Reihe von Plastiken in Murau, Lambrecht, Judenburg, Seckau und Bruck. Er meint, jüngere im oberen Murtal geschulte Kräfte seien zu Graz in den Dienst des Ordens getreten. Hätten vielleicht die „höhere Schule“ besucht, die am Lee bestand; 1233 schon ist in einer Urkunde von Präzeptoren von Lehrern des Ordens die Rede, 1278 aber errichtete oder bestätigte Kaiser Rudolf von Habsburg eine libera scholasteria, eine freie Schule, an der Leechkirche „aus Verehrung und zu Ehren der hl. Jungfrau Maria und der seligen Patronin Kunigunde der Jungfrau, wie auch damit der göttliche Dienst gedeihlicher und löblicher vollbracht werde.“



Abb. 28. Stimmungsvoller Emporengang

So hohe Beach-

Mit dem Trieder beschaut, im Lichtbild festgehalten, verlieren sich leider die kennzeichnenden Attribute. Was an „Kunigunde“ als ein Szepter erschien, wird wie an den beiden rückwärtigen Gestalten, nur ein doppelt geschnürtes Rutenbündel (Palme?); was wie ein Kelch oder Türmchen aussah, ist nur eine steil gereckte Handfläche. Trotzdem — Josef Braun bringt in seiner berühmten Ikonographie in einem Glasgemälde um 1320 eine Margaretha, die eine ähnliche, doppelt geschnürte Palme zur Hand trägt. Garzarolli bemerkt zutreffend, daß die Figuren zeitlich und künstlerisch dem Chore zu entgegenreifen. Zweifellos sind die beiden vorderen als Schlußsteinschmuck geschaffen worden, sie füllen den Steinkreis. Die beiden letzten ragen beidseits über ihn hinaus. Bei flüchtigem Betrachten hat man den Eindruck, die Fußflächen seien glatt durchsägt; in diesem Falle läge die Vermutung nahe, sie wären ursprünglich Standfiguren eines Altars gewesen und nachträglich „erhöht und erhöht“ worden. Dies ist nicht der Fall, die Fußpartien sind unregelmäßig verflatternd, also von Anfang an schwebend aufgefaßt worden. Die vorletzte geben wir in Abb. 29 wieder. Leider sind gerade heikle Stellen der Bemalung durch Oxydieren verrußt. Überzeugend sprechen für die Stilphase der

tion unser Tympanon in der Fachliteratur fand, so wenig nimmt sie — jenseits der Grenzpfähle — Notiz von fünf Bildwerken aus derselben Zeit, vielleicht vom selben Meister, die freilich etwas „hochstrebend“ sich dem Blick des Beschauers zu entziehen suchen. Gestalten an den Schlußsteinen: Schon Graus hat auf sie hingewiesen; die erste vorn, einen Crucifixus am Astkreuz, hat er im „Kirchenschmuck“ abgebildet, die übrigen, allerdings mit Fragezeichen gedeutet: Kunigunde, Margaretha, Barbara.

Giebel-Madonna die sorgfältig symmetrisch gelegten Zickzacksäume, die nach kurzer Parallelfältelung sich malerisch ausbreitenden Bodenpartien. Auch für den gleichen Bildhauer? Das Lächeln, die Durchgeistigung fehlt. Oder sollte das Manko doch nur auf Kosten der etwas rustikalen Bemalung gehen?

Eine Hauptsehenswürdigkeit der Leechkirche sind die Glasmalereien. Sie mögen immerhin nur spärliche Überbleibsel einer reichen Vielfalt, die voreinst alle Fenster in ein weihevolleres Dämmer hüllten, sein; allein auch der gerettete Rest ist verhältnismäßig reichhaltig. Immerhin außer den Maßwerkfüllungen noch 55 figurale Scheiben. Da in Grazer Kirchen der Gotik sich sonst leider keine zeitgenössischen Scheiben mehr finden, sei der Schatz am Lee eingehend vorgeführt. Da sämtliche Stücke, im Krieg anderwärts verlagert, nunmehr wieder an Ort und Stelle sind, läßt sich Untersuchung und Überprüfung mühelos anstellen. Schon Graus hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Gemälde verschiedenen Zyklen und Zeiten angehören. Dies sei nun im einzelnen aufgezeigt.

Da sind vor allem unten im evangelienseitigen Chorfenster (Abb. 30) 14 Passions-szenen, sämtliche in demselben Langpaß-Medaillon mehr schwebend als stehend: Ölberg (Tafel 28), Judaskuß, vor Kaiphas (Judenmütze), vor Herodes (Krone), Geißelung, Kreuztragung, Kleiderberaubung, Grablegung, Vorhölle, Auferstehung, Himmelfahrt, Magdalena (noli me tangere), Herabkunft des Heiligen Geistes, Mariä Krönung. Da hier wichtige Szenen, wie Dornenkrönung und Kreuzigung — die beiden Cruzifixe gehören anderen Bilderreihen an — fehlen, ist erwiesen, daß selbst dieser stückereichste Zyklus nunmehr unvollständig ist. Er gehört zweifellos zur ältesten Ausstattung: Die Komposition ist sicher, die Zeichnung sauber, die Farbgebung satt und durchblutet. Dunkelrot und Tiefblau herrschen vor, 6 Szenen haben einen roten, 8 einen blauen Hintergrund. Teilweise wurde dieser bei einer Restauration mit Schwarzlot überarbeitet. Graus verweist sie noch in das 13. Jahrhundert, Dehio in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Äußerlich zumindest stehen ihnen zunächst 9 Gestalten, davon 6 Heilige, am epistel-seitigen Chorfenster (Abb. 31), in der Rahmung nämlich: Die Langpaßfassungen haben hier wie dort zuäusserst Karo-Leisten und Kreisstäbe, die Medaillons selbst sind aus dem Rechteck konstruiert, oben und unten kreisförmig ausgewölbt: während sie aber am Passionale rechts und links ausgebuchtet sind, sind sie hier eingehöhlt. Die Namen der Dargestellten, durch Schwarzlot aufgetragen, sind zuweilen stark verblaßt, lassen sich aber im Zusammenhang teilweise ergänzen. „S. Augustinu“ — Augustinus, „S. Georgius Papa“ = Papst Gregorius. Wir sehen, es handelte sich um die Großen Lateinischen Kirchenlehrer, Hieronymus und Ambrosius fehlen. An ihrer Stelle finden sich ein Heiliger und zwei Heilige: Eine Gestalt mit dem Kreuzwappen zu Füßen, zu Häupten steht noch „Opil“. Ihre Persönlichkeit ward noch nicht überzeugend gedeutet. Wahrscheinlich handelt es sich um einen der 30 Heiligen, die in Stadlers Lexikon den Namen Theophilus führen. Bei Kieslinger steht merkwürdigerweise am Nimbus „S. Gorius“, vielleicht eine Abkürzung von Gorgonius. Die beiden Frauen sind Dorothea mit bügeleisenförmigem Blumenkörbchen und Nicodemia mit Blütenkranz und Betrachtungsbuch. Stadlers Lexikon führt sie nicht, es handelt sich wohl um eine Ordensheilige, deren Namen „verweiblicht“ wurde aus Nicodemus oder Nicodemus. Ersterer war ein römischer Priester, der auf der Via Nomentana gemartert wurde, weil er sich weigerte, den Götzen zu opfern: „Ich opfere nur Gott dem Allmächtigen, der in den Himmeln herrscht“, der letztere half bekanntlich mit Josef von Arimathäa den Heiland bestatten. Nicodemia war also ein passender Name für eine Ordensjungfrau, die im Spital Dienste leistete. In beiden Fällen paßt die Deutung der bisher noch nicht „entschlüsselten“ Lettern: P. T. D., Pro Te Domine, für Dich, o Herr. Zu ihnen gesellt sich noch eine „namenlose“ Heilige, die durch den Rosenreif um die Stirne vielleicht als Rosalia gekennzeichnet ist. Oder

sollte es sich um eine überlebende Kluge Jungfrau handeln? Der Zeitensturm hat sich hier nämlich recht grausam und ungalant aufgeführt: In demselben Rahmen und Charakter finden sich nämlich nur noch 2 Törichte Jungfrauen mit gesenkten Ampeln.

Zu dieser Gruppe gehört an Form und Stil eine nimbuslose Gestalt (Abb. 32) im achselkreuzgeschmückten Ordensmantel und einem seltsamen Ding vor sich in Händen: Eine weiße Rolle oder Schnur mit zwei leuchtend roten Kreisen, deren unterer sich durch zwei Ausläuferchen als Siegel kundgibt. Eine von mir vollinhaltlich aufgehellte Analogie erhebt hier die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit: Ein Donator, ein Stifter, ein Komtur. Nach Pettenegg befindet sich am Pergament der Urkunde des Bischofs Heinrich von Brixen, der 1293 die Kirchweihe vollzog, ein „am

Pergamentstreifen hängendes (allerdings spitzovales) Siegel des Bischofs in braunem Wachs mit einer Rose als Gegensiegel“. Gehörte der Bischof dem Orden an, dann wäre er hier verewigt, trüge aber wohl eine Infel. So ist es eher der regierende Landkomtur (Konrad von Tettelbach oder Heinrich von Gleina) oder sonst ein prominentes Mitglied des Kapitels, das die Scheiben stiftete. Universitätsbibliothekar Dr. Kern, den ich un-



Abb. 29. Schlußstein-Plasik

ter Vorlage des Bildes um das Alter befragte, erklärte, daß unser Porträt nach Gesamteindruck, Faltenwurf, Gesichtsausdruck und der auffällig gekräuselten Bartbehandlung, die durch eine zwischen Antlitz und Haar geführte Bleifassung noch markanter unterstrichen wird, noch in das 13. Jahrhundert reiche, wenn nicht etwa ein betagter Glaser zu Beginn des 14. Jahrhundert ältere Vorwürfe benützte.

In einem überwiegend aus Kreissegmenten gebildeten Oval-Medaillon reihen sich im zweitiefsten Streifen des rechten Chorfensters drei Szenen an: Mariä Heimsu-

chung, wundervoll ineinander geschlungene Heiligenscheine, Hände, ja Kleidfalten, Bethlehem mit einem treuherzig unbeholfenen Christkindküpfl, das sich rechtwinklig über den gefatschten Leib hebt und so der glücklichen Mutter spielzeugartig in die Hand fügt, und einem feurig erglühenden Ochsenschädel. Nicht so glücklich in Zeichnung und Farbgebung ist die Szene Darstellung im Tempel. Doppelhoch aus zwei Scheiben übereinander gefügt sind 8 Figuren über dem Leidenszyklus und am Fenster gegenüber. Sie stehen in Baldachin-Nischen. Nicht bloß durch Fornat und Rahmung, auch durch die Farbgebung rücken wir hier — obwohl ein angeseherer Forscher auch sie noch in das 13. Jahrhundert verweist — um etliche Jahrzehnte gegen die Hochgotik: Hier herrschen in Rot und Blau und Gelb und Grün ungleich hellere Töne. Die Lichtung könnte nach Dr. Schwarz freilich auch durch eine gründliche Restauration, die den Sinterbelag der Jahrhunderte radikal abfegte, bewirkt worden sein. Die Literatur, soweit sie sich — es geschah leider recht selten — mit den Grazer Schreiben befaßte, spricht gern von einem Apostel- und Prophetenzyklus. Als Zwölfböte ist nu Petrus mit dem mächtigen über die Schulter gelegten Schlüssel kenntlich, vielleicht noch Johannes mit dem Jesusgesicht

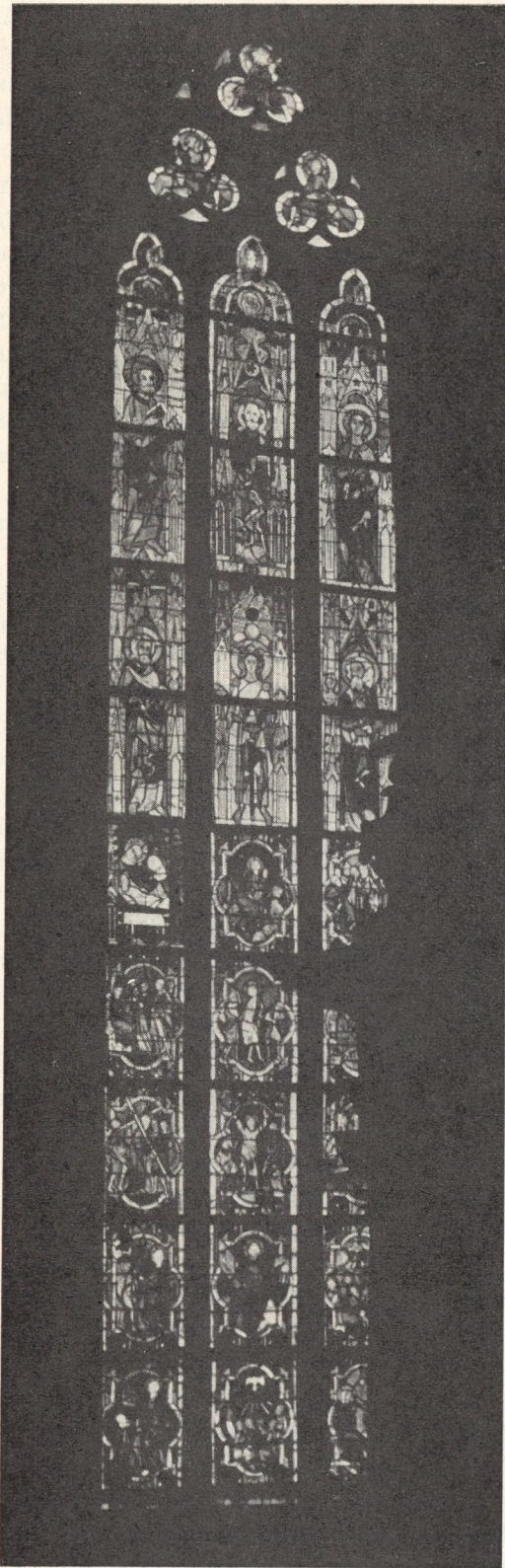


Abb. 30. Linkes Chorfenster

und dem gehobenen Zeigefinger, der zu sagen scheint: Dies ist der Jünger, der Zeugnis gibt und dies geschrieben hat und wir wissen, daß sein Zeugnis wahr ist. Er trägt nämlich ein Buch, gleich drei weiteren Heiligen der Gruppe. Es fehlen zwar die Symbole, aber aus der Vierzahl geht wohl hervor, daß es sich nicht um Propheten, sondern um Evangelisten handelt. Ein Mann mit mähnigem Vollbart, ein anderer Bartloser mit böse verzeichneter Backe zeigen beide den im Rededuktus gespreizten Finger, tragen aber weder Marterinstrument, noch sonst ein Attribut. Eine 8. trotz des mit beiden Händen umfaßten, am Boden aufruhenden Schwertes, fraulich wirkende Figur mit Krone wird so ziemlich allgemein als Ecclesia, als Personifikation der Kirche, aufgefaßt. Dr. Schwarz hält dafür, daß die untere Hälfte ursprünglich einem Paulus angehörte. In der Mitte des linken Randes des Evangelienfensters träumt vereinsamt eine versprengte Szene: Zwei Frauen neigen sich über eine kleinere ruhende Gestalt. Oberflächlich besehen erinnert sie an eine Anna Selbdritt, näher beschaut wird sie — am Nimbus steht deutlich E — zu einer Elisabeth von Thüringen, die mit einer frommen Gefährtin einen Kranken auf eine Tragbahre bettet.

Von den Maßwerkscheiben ist nur ein Kleeblatt von Bedeutung, von religiösem und künstlerischem Gewicht. Links vom Hochaltar: Die drei Göttlichen Personen, schon durch die Umschrift vorgestellt als S. Pater, S. Filius, Spiritus S. Gottvater steht mit gespreizten Füßen zuoberst über Fenster und Weltenschicksal, Sohn und Geist manifestieren sich, durch den Dreipaß gezwungen, als schwerelos durch die Ewigkeit schwebende Glieder der ungeteilten Trinität. Das rechte Fenster überkrönen nur Dreipässe mit Blumenmustern, darüber ein Gotteslamm, das mittlere, schematisch gehaltene Köpfe, wohl Glaube, Hoffnung und Liebe versinnbildend. Dafür gehört die Scheibentrias darunter, freilich durch den Hochaltarabschluß beinahe verdeckt, zu den geschlossensten und wirkungsvollsten Offenbarungen in Linienspiel und Farbenmelodie: Christus am Kreuz, zur Linken die trauernde Mutter, zur Rechten der weinende Lieblingsjünger. Ein sprechendes Gegenstück, wenn auch nicht so einheitlich in einem Guß geschmolzen, findet sich unten am

Fenster, das sich ans rechte Chorfenster anschließt, oben nur mit milchigen Rautenstücken verglast, inmitten der drei tiefsten Felder. Das obere füllen Architekturstücke, das untere Katharina und Margaretha, zwischen ihnen ein Heiliger mit Herzoghut, Schwert und Schild, den man als Michael oder Georg deuten würde, wenn nicht zweimal St. Florian stünde, im Nimbus und am Spruchband, das aus den gefalteten Händen eines Donators aufsteigt. Gleich unserem Ordensstifter eine kunsthistorische Schlüsselfigur, nur schade, daß nicht Schrift, nicht Wappen oder Attribut den Schlüssel reicht ...

Nicht nach der Farbtönung, wohl aber durch die Fialenflankierung schließt sich an die Elisabethszene eine Muttergottes mit dem Jesukind am rechten Arm und drei Rosen in der linken Hand an. Sie steht zuunterst in der Mitte des rechtseitigen Chorfensters. Es wäre verwunderlich, wenn ein Orden, dessen erstes Heiligtum, noch dazu in Jerusalem, der Gottesgebälerin geweiht war, nicht auch hier sein Marienleben zur Schau gestellt hätte. Nur dieses Stück scheint erhalten zu sein. Wie es ist, mehr eine Einzelnummer als ein Zyklusglied. Ihm links zur Seite kniet Katharina, vom Rad am Pfahl ist ein Stück auf drei gedemütigt kauernde Gestalten gesunken, wohl Philosophen, so die königliche Jungfrau im Glaubensstreit und Blutzeugnis überwand. Sie ist flankiert von einer Bordüre, gebildet aus stilisiertem Eichenlaub. Über der gemühtiefen Krippe spielt sich eine possierliche Szene ab: Eine Jungfrau scheint mit erhobener Hand drei übereinander postierten Tieren zu predigen, von einem galoppierenden Gaul sieht ein Jüngling verzückt empor, muß aber unbeachtet weiter traben. Graus dachte an Genoveva, die Schutzherrin von Paris, eine junge Kunsthistorikerin an Margaretha, die Herde hütend und dem heidnischen Bewerber Olybrius einen glaubensbewußten Korb gebend. Über dem mysteriösen Ordensritter stehen zwei verblüffend ähnlich gestaltete Figuren: Eine mit Buch und erhobener Hand, eine Taube nähert sich ihrem Ohre, die andere gleichfalls den Arm hebend, zu Gruß und bedeutsamer Botschaft: Erzengel Gabriel und Jungfrau von Nazareth?

Die Frage nach dem Inhalt der Grazer Scheiben ist hiemit ja wohl so ziemlich erschöpfend

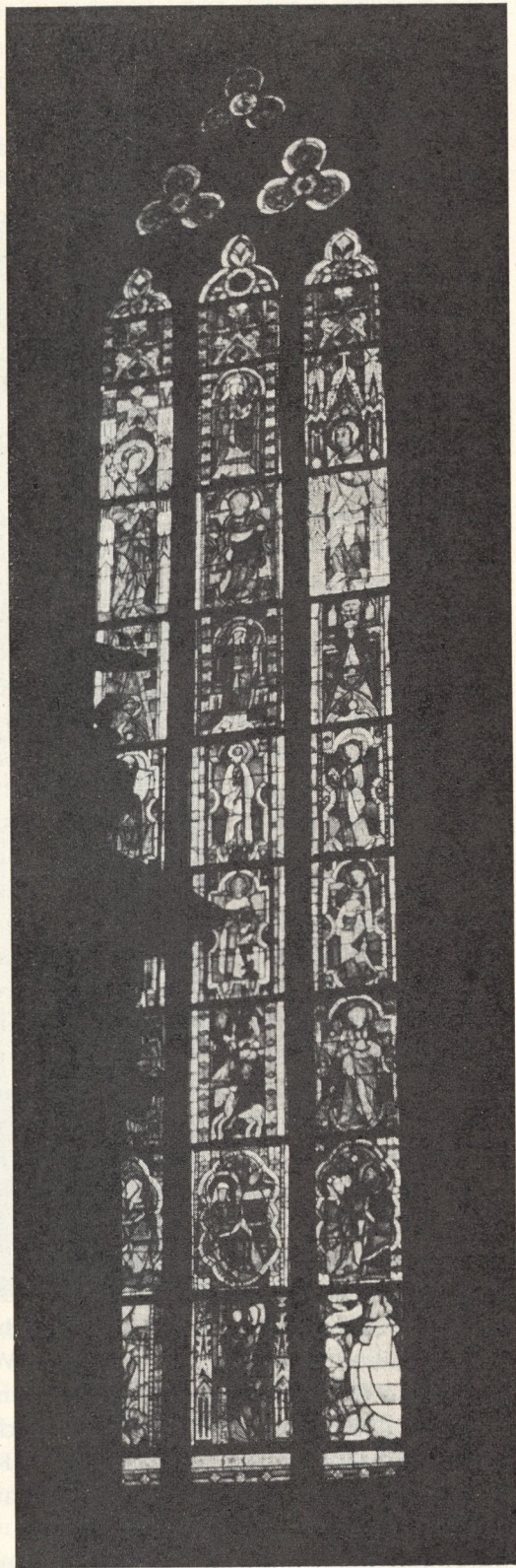


Abb. 31. Rechtes Chorfenster

behandelt. Nun käme erst die gewichtigere nach der Herkunft, nach den Meistern. Ich will mich nicht hinter die bequeme Ausrede Raummangel verschanzen, obzwar er bei einem Buch über 20 Kirchen mit allem Drum und Dran gewiß eine Rolle spielt. Bedeutender ist, daß eine fruchtbare Debatte darüber nicht geführt werden kann, wenn nicht eine genügende Anzahl von Glasgemälden nicht bloß in Schwarzweiß, sondern in Farben abgedruckt werden könnte. Das ist hier leider ausgeschlossen. Der letzte Grund aber ist, daß die zum Vergleich notwendigen Glasbilder mir derzeit noch unerreichbar sind, die Aussprache der Fachwelt über dies für Graz so interessante Thema noch nicht abgeschlossen, ja kaum so richtig konkret und umfassend eröffnet ist. Ansätze hiezu sind ja gewiß vorhanden. Wie Garzarolli-Thurnlack für die frühgotischen Plastiken der Leechkirche eine eigene „Werkstatt des Deutschen Ritterordens in Graz um 1280 — 1290“ annimmt, so tut man es neuestens auch bei einer Anzahl unserer Glasscheiben. Allein diese Schule wird bisher mehr vorausgesetzt als bewiesen. Die Tatsache, daß nach Pettenegg König Rudolf zu Wien am 14. März 1278 den Deutschen Orden ermächtigte, „für die dem Römischen Reiche geleisteten und noch zu leistenden Dienste . . . zu Pairisch-Grätz zur Ehre und Verehrung der hl. Jungfrau Maria und der hl. Patronin Kunigund eine Schule zu haben, so zwar daß die Deutschordensbrüder ebenda einen Lehrer einsetzen können“, genügt hiefür noch nicht; es handelte sich hier zweifellos nur um einen Unterricht in den Elementarfächern und nicht um eine Kunstschule, wenn freilich es durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß der „Praeceptor“ auch künstlerisch begabt war und indirekt sich um Gewinnung von Kunstkräften für das Gotteshaus bemühte. Hier sei noch hinzugefügt: Steirische und österreichische Herzoge haben für entlegene Kirchen wie Fernitz, Breitenau, Pöllauberg usw. stattliche Subventionen gewährt, beziehungsweise an ihrer würdigen Ausstattung freigebig mitgearbeitet, es ist wohl naheliegend, daß dies für eine Kirche des Ordens, der sich vom Anfang an eminent patriotische Dienste erwarb, ebenfalls geschah. Solenne Gelegenheit hiezu bot sich bei der Erbhuldigung Rudolf IV. in Graz. Am 10. Februar 1360 bestätigte der „Pfalzherzog“ die dem Orden verliehenen Freiheiten und Rechte. Das Dokument trägt die Unterschriften zahlreicher kirchlicher und staatlicher Notabeln. Von den ersteren unterschrieben es Ludwig, Patriarch von Venedig, Ortolf, Apostolischer Legat und Erzbischof von Salzburg, ferner die Bischöfe von Freising, Passau, Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau, von den letzteren die Hauptmänner von Steiermark, Oberösterreich, Kärnten und Krain. Die Erneuerung von Privilegien war zur Hauptsache Arbeit der Sekretäre und Notare, damit hat es der Landesfürst bei solch festlicher Gelegenheit und Suite kaum bewenden lassen. . .

Franz Kieslinger hat in seinem Prachtband „Die Gotische Glasmalerei in Österreich bis 1450“, unsere Scheiben zum größten Teil in den Jahren 1300 — 1330 entstanden sein lassend, sogar einen Meister genannt, dem er, allerdings mit Fragezeichen, die „erhaltenen Scheiben“ der Leechkirche zuwies: Ruger der Glaser, bezeugt 1337. Die betreffende Notiz beweist aber nur, daß der Wiener Vitriarius einen Weingarten in Grinzing erkaufte. Er führt 36 steirische Orte an, in denen sich noch gotische Scheiben befinden, konstatiert eine „Steirische Werkstatt des Federzeichnungsstiles“, der er als „Produkte einer einheitlichen Provenienz“ die Scheiben von Leoben, Judenburg und Graz zuweist; den „S. Gorius“ der Leechkirche stellt er, doch wohl um Ähnlichkeit und Vorbild-Abhängigkeit anzudeuten, einer Kaisergestalt zu Regensburg gegenüber, wobei allerdings die Unterschriften vertauscht wurden; in einer repräsentativen Tafel weist er unsere „Apostel- und christologischen Szenen“ den Jahren 1290 bis 1310 zu. Fr. Inge Mayr hat eben eine gleichermaßen von Fleiß und Begabung zeugende Aufnahmearbeit in das Kunsthistorische Seminar über das längst fällige Thema mit Erfolg eingereicht; sie hat mit gutem Blick einen dicken Strich zwischen die anerkannten Vorbildern zugehörigen und von auswärts stammenden Arbeiten — zumeist am linken Chorfenster —

und den Erzeugnissen einer schwächeren Lokalschule gezogen, mich aber überbescheiden gebeten, da sie noch „Anfängerin“ sei, sie nicht konkret zu zitieren. Dafür aber will ich trotz Verbot verraten, daß der Vorstand unseres Zeughauses und Sekretär des Joanneums Dr. Otto Schwarz eine diesbezügliche Arbeit vorbereitet. Er hatte den klugen Einfall, die aus den Verlagerungsasylan der Bombenzeit zurückkehrenden steirischen Scheiben in einer wundervoll leuchtenden Gesamtschau zu zeigen. Dabei hatte er Gelegenheit, nicht bloß Zeichnung und Farbgebung unserer Glasmalereien, sondern auch Zusammenstückungen und Schwarzlot-Überarbeitungen anlässlich späterer Renovationen aus nächster Nähe zu vergleichen. Der liebenswürdige Mentor des steirischen Kunstgewerbes wird mir ob meiner Indiskretion eine Viertelstundeschmollen — ich kann sie trotzdem nicht bereuen, denn sie enthebt mich der Aufgabe, den Zusammenhängen unserer mystisch schimmernden Leechschätze mit Vorläufern und Vorbildern bekannterer Glaskunst-Zentren noch weiter nachz grubeln und erlaubt mir, das liebe lange Thema endlich zu schließen. Ich darf es in Ehren tun, denn abschließend bin ich in der Lage, ein ein-



Abb. 32. Stifter der Glasgemälde?

senermaßen am Kirchlein außen und innen eine Reihe von Veränderungen an Bau und Ausstattung vor sich gegangen. Das Sakramentshäuschen links am Hochaltar, das einzig erhaltene in Graz, trägt die Jahreszahl 1499, das Fresko, das man der alten Tympanon-Madonna zum Hintergrund gab, die Inschrift: Virgo dei Cella 1500; die liebevolle Muttergottes am Hochaltar, ein gemalter Flügelaltar, wurden schon von Graus und werden von Dehio um 1500 angesetzt. Der Mann nun, dessen liebevolle Obsorge diese Bereicherungen schuf, war unser biederer Mert Hulber, dessen Glasbildnis ihn durch das Deutschordenskreuz an der Achsel und am Wappen zu Füßen als Angehörigen dieser Gemeinschaft kennzeichnet. Woher ich das weiß?

schlägiges Geheimnis zu lüften, mit archivalischen Belegen eine wichtige Gestalt sozusagen aus der Bleifassung herauszulösen und mit beiden Füßen ins volle Leben zu stellen. Den frommen Beter im faustisch geworfenen Ordensmantel, den Ritter mit dem markanten Humanistenschädel, Mert Hulber, der im Spruchband so ergreifend fleht: O dv Muter Gotes pit fvr mich! (Tafel 29.) Als Donator, als Glasgemäldestifter, war er schon immer aufgefaßt worden. Graus hat bereits seiner Familie, seiner Persönlichkeit nachgeforscht, aber nur finden können, daß nach Muchar ein Hannes Hulber 1378 „Rath und Videmrichter“ zu Krems war.

Um die Wende des 15. und 16. Jahrhundert sind erwie-

Das Deutschoordenszentralarchiv in Wien umfaßt in acht Sälen eine Fülle wohlgeordneter Archivalien der Gesamtballei Österreich. Einmal an die 10.000 Urkunden, von denen 1887 Ed. Gaston Graf von Pettenegg 2964 regestenmäßig veröffentlichte. Das Buch ist eine Rarität. Dr. Marian T u m m l e r, ein gewiegter Historiker, lange Jahre Leiter des Archivs, nach 1945 Kurat am Leech, nunmehr regierender Hochmeister, hat auch die übrigen Urkunden gesichtet und inhaltsdeutend zum Drucke vorbereitet. Ebenso eine Gesamtgeschichte des Ordens, von der zur Zeit erst ein Auszug veröffentlicht ist. In vielen Hunderten von Kartons ruhen die Manuskripte. Maria am Leech ist in der Urkundenfolge mit etwa 140 Stück, in den Regalen mit 40 Schachteln, vertreten. Im Bombenkrieg waren die Faszikel an verschiedenen Bergungsorten verlagert. Sie alle überstanden die Wirren unbeschädigt. Nur der — Grazer Anteil, in Obrizberg bei Stift Herzogenburg in einer gemauerten Scheune untergebracht, stand tagelang im Hagel der Kugeln und Sprengstücke. Der Stadel brannte nieder, die im Unterbau untergebrachten Kartons wurden durchlöchert. Bei einem Haar wäre der kostbare Schatz an Zeugnissen der Vorzeit verloren gewesen. Gott sei Dank blieb es bei kleineren Beschädigungen. Die Schriften sind zum größten Teil zu deckellosen „Bänden“ geleimt. Leider sind — wie in beinahe allen Archiven — die Handschriften, so das Gotteshaus betreffend, nicht ausgesondert, sondern chronologisch in dem Wust von Personal- und Wirtschaftsakten eingereiht. Eine genaue Überprüfung der „Kirchengeschichte“ würde Monate beanspruchen. Nur etliche Tage konnte ich mir „herausschinden“; daß ich sie relativ fruchtbar nützen konnte, ward mir unter anderm durch die Gastlichkeit des Lazaristenhauses in der Pouthongasse ermöglicht.

Band I bringt nun eine lange Reihe von Kauf- und Pfandbriefen, Ehekontrakten und Verlaßsachen der Kommende als Grundobligat. Originalhandschriften aus den Jahren 1480 — 1530. Angelegt wohl vom vielgenannten Landkomtur Melchior Rulko. Auf Seite 353 nun „bekhennet“ Wolfgang Mulstöfl „Burger vnd ainer des Rats zu Grätz“, daß er dem ehrbaren Urban Pirkhl einen „Akher gelegen in der Eben“ verkauft habe. Das „Pergkhrecht“ würde „ingeantwortt“ zu Handen des „Erwirdigen vnd geystlichen Herrn M e r t t e n H u l b e r d y Z e i t H a u s s c o m e n t h i u r (H a u s k o m t u r) des benannten teütschen Haus bei Gretz am Lee.“ Die Urkunde ist ausgestellt 1502. Die Glastafel wurde von Dehio angesetzt um 1500, also ein solenner Beweis zutreffender, aus Stileigenheiten geschöpfter Datierung.

Nun von einigen Künstlern und Kunsthandwerkern, von denen in diesem ältesten Schriftstück der Doza die Rede ist. Da ist vor allem der noch von keinem Künstlerlexikon entdeckte Sigmund K i n n t s p e r g e r, „Maller vnnnd Burger zu Gretz“, der 1495 einem ehrbaren Ulrich ein Haus, „gelegten im Geudorf“ (Geidorf), verkauft. Also ein erbeingesessener Nachbar, ja Untertan der Leechkommende. Ob er an den Malwerken der Gotik um 1490 — 1520 beteiligt war? Es kämen zeitlich in Frage die Bildtafeln 31 bis 34. Darauf geben die nur Besitzveränderungen betreffenden Autogramme leider keine Antwort. Von anderen Kindspergern, vielleicht Abkömmlingen, jedenfalls Anverwandten unseres Sigmund, in zwei, drei Generationen Altarstifter, werden wir noch in der Geschichte der Stadtpfarrkirche Interessantes hören.

So oder so eine markante Rolle in der Kunstgeschichte der Stadt spielte zweifellos ein anderer Bewohner des damals ausgedehnten „Leechviertels“, Meister Hans S c h w i t t i c h a u e r. In sechs „Khauff- vnd Pfandnbrieffen“ scheint er im Buche auf: 1521 verkauft er und seine „Elliche Hawsfraw Katharina an Baltasar Tugentlich“, gleich ihm Steinmetz, ein Haus mit Garten, gelegen in der Grätz, also am Grazbach, mit „Liecht und Dachtopf, Infart vnd Ausfart . . .“ Somit ein stattliches Haus, für das an die Kommende jährlich 24 Pfennig und 20 Eier zu „dienen“ waren. Hier wird er Meister genannt und Steinmetz, später kehrt ständig wieder der Zusatz Bürger zu S t e y r. 1524 wird Stein-

metz Balthasar Tugentlich „Mayster Hannssen Schwetichawer recht und redlich schuldig“ 32 Pfund Pfennig. Am Sonntag Quasimodo geniti 1524 verkauft Schwetichauer um 69 „Pfundt Pfennig guetter Landeswerung ein Holtz vnd Wissen“ (Wald und Wiese) zu Stifting an den ebendort wohnenden Georg Plasthhart und an die Brüder Ägydius und Valentin Guttendorfer; am Philipp und Jakobtag 1524 dem bescheiden Valentin Gudenhoffer zu Stifting wiederum Holz und Wiese, am selben Tage Georg Plasthhart Wald und Wiese. Die drei Verkäufe bilden wohl ein Faktum. 1525 verkauft „Mayster Hanns Zwettiger stainmetz Burger zv Steyr“, selbstverständlich also unser acht- und arglos umgetaufter Schwetichawer, in derselben Urkunde heißt er später Zwegigäyr, dann wieder Zwintiger und Zwintinger, einem Grazer Ratsbürger Hans mit unleserlichem Schreibnamen einen Weingarten und Wald zu Oberkainbach. Das war am Sonntag Oculi in der Fasten. Am Sonntag Judica 1525 überläßt Zwittiger dem Steinmetz Balthasar Tugentlich einen Acker gelegen am Lee ... Meister Schwetihauer war also um 1520 ein wohlbegüterter Mann in Graz, angesehen als Geldgeber — und Künstler in und außerhalb des Landes. Stadt Steyr hatte ihm das Bürgerrecht verliehen, denn dort hatte er die Stadtpfarrkirche zum hl. Ägyd und Koloman als — Baumeister vollendet. Denn Dehio vermerkt als ihre Baumeister: 1443 Hans Puchsbaum, später Dombaumeister zu St. Stephan in Wien, sodann Martin Kronschacher, 1482 wegen schwerer Unzukömmlichkeiten entlassen, nach ihm Steinmetz Wolfgang Tenk, berühmt als Begründer der Steinmetzhütte Admont; schließlich aber Hanns Schwedhorer, zweifelsohne unser Schwetichauer, der ja Bürger zu Steyr war. Ist er ein Grazer, der ehrend nach Steyr berufen wurde? War er ein Steyrer, der nach vollendetem Stadtpfarrkirchenbau nach Graz übersiedelte? Jedenfalls war er hier nicht bloß Austragsstübler in der Pensionopolis. Er hat hier sicherlich seinen Reichtum durch Berufsarbeit verdient. 1535 wurden St. Leonhard und St. Peter nach der Brandschatzung wieder aufgebaut — da war der Mann schon „Kapitalist“, vielleicht tot. Vollendet aber wurde 1520 — unsere Stadtpfarrkirche! Bald nach 1515 wurde in der Franziskanerkirche die Flachdecke durch eine gotische Wölbung mit zeitgerechtem Rippenetz ersetzt! Ansonsten ist kirchlicherseits zwei Jahrzehnte zuvor gebaut worden — an der Leechkirche! Steinmetze figurierten um diese Zeit — Tenk in Steyr! — als Baumeister!

Wie schon Graus festgestellt hat, wurde um 1500 das bislang wohl turmlose, jedenfalls rückwärts durch ein Tor zwischen zwei diagonal aus den Ecken auslaufende Lisenen abgeschlossene Gotteshaus wesentlich umgestaltet: Das Portal wurde abgetragen und zwei, drei Meter zurückversetzt. Dort wurden die schlichten, aus parallelen Rippen und Hohlkehlen gebildeten Spitzbogen wieder aufgestellt, mit ihnen die das Bogenfeld zierende Muttergottes; Engel, Wappen und Inschrift wurden neu in Fresko aufgemalt. Das neugewonnene Geviert wurde zu einem raumvergrößernden Vorbau ausgewertet. Wahrscheinlich wurde damals auch die Chorbrüstung neu angelegt, an der südlichen Schiffsmauer ein die Übersichtlichkeit des zierlichen Gotteshauses leider störender Emporenbau angebracht. Was noch folgenschwerer, über dem Portal wurden, nur von schwächlichen Unterbauten getragen, zwei Türme, genauer Dachreiter, aufgesetzt. Sie fallen ja, wie Kumar wenigstens meint, als „einsiedlerische Thürmchen urväterlicher Bauart angenehm in das Auge“. Jedenfalls geben sie der stimmungsvollen Rittergasse einen malerischen Abschluß. Dr. Nüchtern nützte die Romantik des engen Gäßchens, der malerischen Stiege, die sagemwitterte Mystik des Portals, in einem Freiluftspiel, dessen Inhalt er dem historischen Asylrecht abgewann, wirkungsvoll aus. Leider hat diese architektonische Eigenmächtigkeit, ja Willkür, das Kirchlein im Wortsinne schwer belastet. Dr. Graus erzählte bereits, daß sie um 1880 bald zu einer Katastrophe geführt hätte. Ich werde bald beweisen, daß sie schon nach 1660 ein tragisches Vorspiel hatte. Der Ruin wurde gebannt, die Anomalie, daß zwei Tragpfeiler heute

unbegründet übers Eck aus einer hinzugeflickten Baumasse ragen, konnte natürlich nicht beseitigt werden

Ende des 14. Jahrhunderts wohnte laut Reiner Urbar am Leechhügel ein angesehener Mann des Baugewerbes, D a v i d, Murator in colle; Maurer heißt in den älteren Archivalien nicht ungern auch Baumeister. Er hat wohl auch das eine oder andere für die Leechkirche verrichtet; etwas besonderes ist nicht nachzuweisen. Das Sakramentshäuschen trägt ein „Steinmetz“zeichen, wie es auch auf dem Grabstein Leonhard Kirchhaimers im Dom zu sehen ist. Im Dombuch habe ich bereits nachgewiesen, daß Kirchhaimer kein Steinmetz sondern Handelsherr war. Sein Hauszeichen kam auf das liebe Steingebilde deshalb, weil er in seinem Testamente der Leechkirche 100 Pfund Pfennige vermacht hatte; eine ansehnliche Spende, wenn wir dagegen halten, daß die Begräbniskosten des reichen und frommen Mannes nur etwas über 6 Pfund betragen. Er starb 1497, 1499 erst ist das Sakramentshäuschen entstanden, schon deshalb kann es sich um keine Eigenarbeit, sondern nur um eine Finanzierung handeln.

Eine liebevolle Bereicherung der Grazer Gotik besorgte Komtur Hulber, der kraft seiner Stellung die Seele der Ausgestaltung war, durch die Erwerbung der spätgotischen Hauptstatue des heutigen Hochaltars. Dort stand sie, inmitten des gotischen Flügelaltars noch um 1665. Näheres darüber später. Hier nur von der Statue. (Tafel 33.) Holdselig, das ist der Gesamteindruck. In seherischer Innigkeit blickt das Haupt, das Kind am Arme kaum beachtend, wie von der übergroßen Gnade der Berufung zur Mutter des Herrn noch leise bedrückt, vor sich hin, das göttliche Kind aber, in den Armen der Mutter sich geborgen fühlend, reckelt sich in ziemlich waghalsiger Unbekümmertheit. Es blickt zu einer unsichtbaren Volksschar nieder, nicht übel Lust verspürend, zu ihr niederzugleiten. Mag auch die stil-analytische Begutachtung Garzarollis: „Im Kleid der Unbefleckten melden sich spätgotische Verquetschungen und verzogene Brüche, sogar im Aufstoß der zerteilten Verfestigungsvertikale, die nicht organisch vom Knie, sondern vom Gesamtorganismus der Gewandfigur bestimmt ist“, zurecht bestehen, das Gesamtbild ist ausgeglichen, würdig, erfreuend. Kronen und Szepter sind natürlich barock, die Fassung originär, die Übermalung des jungfräulichen Antlitzes nicht ohne irdischen Scharm. Ob im Schreine — der Mann des Barocks schrieb von einem „Trucherlwerk“ — auch Assistenzfiguren standen? Das lebensgroße Format, auch die Analogie gleichzeitiger Werke, macht es wahrscheinlich, ja gewiß. Vielleicht die „abgesetzte“ Urpatronin Kunigunde und Elisabeth, die im Orden — Zentralordenskirche Wien, Singerstraße — in großer Verehrung stand? Auch der jetzige Rokokoaltar hat sie! Im Altarschrein der Deutschordenskirche Friesach, der freilich früher anderwärts stand, assistieren Katharina und Margareta. Die Madonna, von Karl Oettinger mit Anfang des 16. Jahrhunderts festgesetzt, zeigt, wenn auch eine keck geschwungene Schärpenschleife fortgeschrittenere Spätgotik ausweist, im Gesichtsausdruck und in der Gewandung, zumal unten über der Mondsichel, ausgesprochene Ähnlichkeit, auch die eckig-schräge Haltung des Kindes. Auch die Patroziniumsangabe 1283 führt neben der Hauptheiligen Katharina und Margareta an. Vielleicht aber ehrte sie ein Seitenaltar. Leider fehlt es an Stiftungsbriefen aus dieser Zeit, die auf die reizvolle Frage Antwort wüßten. Das Werk selbst schreibt Garzarolli einem Gehilfen Lorenz Luchspergers zu.

Nun zu den Gemälden! Das älteste, zu Graus Zeiten noch rechts vom Hochaltare, nunmehr auf der Orgelempore hängend, die Heilige Dreifaltigkeit (Tafel 30) ist ungleich älter. Dehio setzt das Bild um 1400 an. Vielleicht dürfte man es noch das eine oder andere Jahrzehnt zurückrücken. Die ausgesprochene Frontalhaltung der drei göttlichen Personen, die Maskenstarre der Antlitze, die übergroßen Augen mögen im Thema begründet sein. Daß auch der Heilige Geist — nicht wie heute durch das Taubensymbol — durch eine hohepriesterliche Königsgestalt dargestellt ist, beweist auch

noch kein überhohes Alter. In der Maßwerkfüllung des linken Chorfensters findet sich übrigens dieselbe Verkörperung. Allein in mancherlei Einzelzügen finden sich noch so starke Erinnerungen an Romanik, ja Byzantismus, daß man sie um 1400 verwischer glauben würde. Es gibt kirchliche Ikonographen, die das Bild „anstößig“ fanden. Die Kirche selbst wünscht diese Form der Darstellung des Zentralgeheimnisses, als vielleicht naive Gemüter irreführend, heute nicht mehr. Trotzdem — die Komposition ist majestätisch, der Gedankengang einfachhin überzeugend: Trinität selbst schon in den Kronen, e i n e Natur angedeutet in der gleichartig segnenden Handbewegung, in denselben Weltkugeln, im analogen Herrschermantel und Faltenwurf . . . Das Bild befand sich, wie ich hier erstmalig feststelle, nicht seit je in der Leechkirche. In der Doza finden sich leider keine gebundenen Rechnungsbücher, wohl aber seit 1670 verstreute Kirchenraitungen und Inventare. Bis um 1740 führten sie gelegentlich auch die dankenswerte Rubrik „Letztlichen Volgen die Alte gemahlene Bilder“. Niemals ist ein Dreifaltigkeitsbild erwähnt. 1492 stiftet Margareta von Mündorff einen Dreifaltigkeitsaltar für die kommende Stadtpfarrkirche, für unseren Zusammenhang viel zu spät; 1368 wird ein solcher im jetzigen Dom erstmals erwähnt. Zusammenhänge? Natürlich kann das Bild auch aus einer Klosterkirche, einer Adelskapelle oder aus dem Komturhaus stammen.

Das zweitälteste „Gemälwerk“ ein T r i p t y c h o n (Tafel 31), ein gemalter Flügelaltar mit starren, nur vorderseits bemalten Flanken. Dehio fixiert es um 1460 — 1470, Schreiner nennt es einen der interessantesten Gegenstände, Graus das merkwürdigste Gemälde der Kirche, beide verraten, daß es früher an einer ungeschützten Stelle den Witterungseinflüssen ausgesetzt war. Es wurde in den Siebziger Jahren von Direktor Engerth in Wien auf Kosten des Professors Wagl restauriert, allein noch immer glaubt man den verblaßten Farben die Spuren mitleidloser Atmosphärien — Schreiner schon weissagte den völligen Ruin — anzumerken. Trotzdem eine Revue himmlisch schöner Köpfe und höfisch eleganter Gewandhüllen. Schreiner schwärmte für den Kopf der hl. Katharina (links): „Einer der schönsten, die uns die altdeutsche Schule geliefert hat“, Graus für den der hl. M a r g a r e t a (Mitte): „Aus dem rundlichen Antlitze, den großen weit geöffneten Augen spricht kindlich frommer Sinn, etwas Paradiesisch-Unschuldiges“. Anderen hat es der linke Engel angetan, wieder anderen die nonnenhaft in sich versunkene Barbara . . . Ohne mich auf ein Paris-Urteil einzulassen, hab ich den Margaretenkopf zur Vergrößerung gewählt — sie erst zeigt die raffaelesk unirdische Schönheit eines gottgeweihten Antlitzes, sie auch die dürerische Sorgfalt, mit der jedes Härchen, jedes Schmuckdetail, vom Pinsel festgehalten wurde. Merkwürdigerweise findet sich auch das Triptychon im „Museumsbericht“ nicht. Nannte er es nicht, weil es nicht ein lose hängendes Bild, sondern ein aktiver Altar war? Vielleicht stand es im Zimmer des Komturs als Hausaltar.

Das drittälteste Gemälde, ein Votivbild. Es ist nicht signiert, doch trägt es die Jahreszahl 1490. Und Bild und Wappen seines Stifters. In unserem Museumsbericht alter Gemälde ist es gebührend an erster Stelle angeführt: „1 Alte Taffl Unser Lieben Frauen Biltnuss, darunter 3 Wappen.“ An den Emblemen hat sich der Chronist erzählt, den edlen Donator, obzwar ein Ordensbruder, hat er nicht genannt: Konrad von Stuchwitz, „Lanthskomtur der Baleyen zu Oesterreich daytschordens“. Der Maler ist leider annoch unbekannt, der Landkomtur aber aus den Urkunden uns wohl vertraut. In vierzehn Stücken der Doza, soweit sie Pettenegg bringt, ist von ihm die Rede. Von 1468 bis 1500. (Pettenegg bringt ihn gar schon 1400, die Nachschau am Dokument selbst zeigt klar, daß es sich um 1500 handelt.) In all diesen Schriftstücken erweist sich Stuchwitz als fürsorglicher Oberer, der die Privilegien und Gerechtsame seines Ordens durch deren Bestätigung von kirchlicher und staatlicher Autorität hütet. Im letzten Jahr wird er von Rom aus, datiert Castell Angelo, durch den Advokaten des Apostolischen Stuhles zum

Comes Palatinus, zum „Pfalzgraf“ ernannt, werden ihm die Rechte der päpstlichen Notare eingeräumt. Also ein vielverdienter, hochgeehrter Mann, der sich, vielleicht zum Dank für Rettung in gefahrvollem Waffengang mit den Feinden des christlichen Namens, von St. Christoph überragt, vor der Gottesmutter und St. Anna erzgepanzert zum Gebete niederläßt. (Tafel 32.) Von den drei in den Spruchbändern des Staffelbildes genannten Mitbrüdern Frubuser, Luehwein, Laoben, war trotz aller Nachsuche nichts zu erkunden. Die Ahnenproben, deren sich die Ritter vor der Aufnahme zu unterziehen hatten, finden sich erst im 17. Jahrhundert im Archiv. Sie kommen auch nicht vor in der langen Liste von Brüdern und Verwandten, für die er sich um die Erlaubnis, Beichtväter nach Belieben zu wählen, bemüht. Wohl aber finden sich dort viel klingende Namen aus Kärnten, Krain und Steiermark. Unter den letzteren: Pernegger, Pöllauer, Trautmansdorfer. Auch um das Recht, einen tragbaren Altar benützen zu dürfen, kommt er bittlich ein. Sollte das Motivbild dessen Altarblatt gewesen sein? Allein das Bild war damals schon ein Jahrzehnt vorhanden. In der Wohnung? In der Kirche? Eine Bemerkung noch: Die Architektur in der rechten Ecke oben erinnert stark an die Formen des Emporenganges in der Kirche. Noch eine archivalische Fußnotiz: Die letzte von Stuchwitz handelnde Urkunde bezeugt, daß die Bischöfe von Wien, Seckau und Laibach zu Richtern und Konservatoren des Ordens ernannt wurden.

Das letzte Erzeugnis der Gotik, wohl unter Hulber angeschafft, zwei doppelseitig bemalte beinahe quadratische Altarflügel. (Tafel 34, 35.) Die photographische Wiedergabe ist zugleich eine Ehrenrettung: Die Originale, besonders die vier heiligen Jungfrauen, sind stark übermalt, bei Sankt Dorotheas Kleid, bei St. Agnes' rechter Umhanghälfte, möchte man sagen, überstrichen. Die Spuren eigenständiger Gotik sind zu Gunsten einer modernen Eigenbrötelei geopfert. Zudem gab man dem Inkarnat einen geradezu kitschigen Rosaton, der bei den vollen Formen im Volkmund das böse Wort von den gutgenährten Bürgermädchen, ja Kellnerinnen, aufkommen ließ. Unter Kunsthistorikern wird wieder das nicht minder abfällige Urteil laut: Provinzialismus, Lokalschule. Auf die figurenreichen Szenen der Rückseiten: St. Helena erprobt das wahre Kreuz des Herrn, St. Elisabeth speist einen Kranken, soll ja kein chevalereskes Loblied gesungen werden, obwohl vereinfachende Gewandlinien, vergrößernde Umrißformen der Züge (gerade Nasen!), auch bei anerkannten Meistern vorkommen. Zudem hat es der „Restaurator“, siehe die tölpische Art, wie er die Arme der Kranken nicht in Farben, sondern einfach in tuschartigen Umrißformen wiedergab, sich hier besonders leicht gemacht. Vergleichen Sie dagegen die gotisch intelligente Drapierung der Ärmel bei Sankt Ursula, die perspektivisch treffende Formung der Bücher, nicht zuletzt die interessant wechselnde Physiognomie des ‚lieblichen Quartetts‘. Spricht man bei den vier Kanzelreliefs zu Sankt Stefan von vier Temperamenten, so könnte man hier von vier Gemütsarten, Entwicklungsstufen frommer Weiblichkeit Andeutungen machen: bei Margareta noch der ahnungslos-unschuldige Kindersinn, bei Agnes ein beginnendes Wissen um irdische Freude (und eigene Schönheit?), bei Ursula ein schalkhaft ironischer Zug um Aug und Lippe, bei Dorothea schon etwas wie leidgeprüfte Enttäuschung. Die leichte Zerfahrenheit (linkes Auge) hat wohl auch der Verbesserer hineingeheimnist ... Drollig ist bei der Erstgenannten der spielzeugartig „geschnitzte“ Drachenkopf, während St. Margarete vom Flügelaltar den Satanas gleich einem dressierten Köter gängelnd am Schnürchen hält. Genug der Glossen! Nur noch festgehalten: Graus bringt das Motivbild mit der flandrischen, den Flügelaltar mit der kölnischen, die letztgenannten Tafeln mit der fränkischen Schule in Verbindung ... Sollte denn Graz gar keinen Anteil an den Bildern haben? Die „Bürger“ Valentin Jeger und Siegmund Kintsperger, Heinrich und Hans Maler? Darauf möge Antwort geben, wem entsprechende Archivalienfunde aus gotischer Zeit glücken.

Das Verzeichnis der Landkomtüre, zusammengestellt aus Duellius, Voigt und Po-

pelka, findet sich unter Klerus. Neben Stuchwitz ist für Graz der bedeutsamste Name der seines unmittelbaren Vorgängers Balthasar Berghauser. Kumar schreibt in seinen Streifzügen: „Als im Jahre 1480 die Ungarn alle Häuser und Gebäude umher in Asche legten, ist doch diese Kirche durch kluge Anstalten des Ritters Balthasars von Eckenberg, der daran neue Befestigungen veranstaltete und durch tapfere Verteidigung des Ordensritters Balthasars Berghauser, glücklich der Zerstörung entgangen.“ Ich weiß nicht, woher Kumar diese gewichtige Feststellung bezog. Jedenfalls belegt er sie durch den Hinweis auf das Gottsplagenbild am Dom, auf dem er „die tapfere Verteidigung der Kirche am Leech“ dargestellt findet. In demselben Artikel feiert er als heldenmütige Verteidiger der Stadt Otto von Stubenberg, Heinrich von Neuberg und Georg von Herberstein. Trotzdem sei damals die ganze Vorstadt Leonhard „in Schutt und Asche, die einzige Commenthurey und das Spital am Leech ausgenommen, aufgegangen“.

Einzelheiten über diese tragische Episode fand ich leider auch in der Doza nicht. Umso ausgiebiger fließen die Quellen über die beiden Jahrzehnte der Türkenbedrohung, deren Hauptereignisse die Schlacht bei St. Gotthardt, 1664, und die zweite Belagerung Wiens, 1683, waren. Da gerade diese Jahre für den Osten der Stadt Graz von schicksalsschwerer Bedeutung waren, da sodann bald nach dem ersten Ereignis an der Leechkirche interessante Änderungen stattfanden, sei an Hand authentischer und zum Großteil annoch unbekannter Zeugnisse ausführlicher berichtet. Die Landkomture dieser Zeit waren Johann Kaspar von Anbringen, Georg Gottfried Freiherr von Lamberg, Christoph von Hinecken und Seyfried Graf von Saurau. In meinem Material dominiert aber nicht ein wehrtüchtiger Ordensritter, sondern ein schlichter aber umsichtiger Angestellter der Kommende. Wenn ich allen Ernstes anrege, das Andenken dieses Mannes durch die Benennung einer Straße zu ehren, dürfte sich mancher Leser erst kopfschüttelnd wundern, er wird mir aber schließlich recht geben, wenn er nicht ohne inneres Mitgefühl die gleich einem Roman spannenden Ereignisse bis zum Ende verfolgt. Denn dieser subalterne aber wackere Mann focht für „seine“ Kirche wie ein Held. Es dürfte nicht selbstgefällige Ruhmredigkeit sein, sondern historische Wahrheit, daß uns durch seine geistige Gelenkigkeit, geschäftige Umsicht, das gotische Juwel unseres Stadtbildes erhalten blieb. Die zitierten Handschriften finden sich im Karton 87 des Zentralarchivs. Wir lassen sie in chronologischer Folge, möglichst im Urtext, zu Worte kommen. Das „Vorspiel“ führt uns bereits mitten hinein in das tragische Geschehen.

Am 12. April 1662 schreibt ein „treu gehorsambster“ Steinakher an den Landkomtur, er habe das gnädigste Befehlsschreiben vom 5. April mit gebührender Reverenz empfangen und berichte, daß er mit Herrn von Brandenburg und Bauverständigen „wegen besorgender Demolierung“ sich unterredet habe. Es wurde befunden, daß an die 60 Häuser vor dem Ruin stünden, darunter die Kirche im Werte von 34.000 fl. Es entlockt uns freilich ein kleines Lächeln, wenn das Schreiben Patronin und Erbauer verwechselt und behauptet: „Die Commenda Kirch aber soll die Heilige Cunigundis, des Römischen Kaysers Henrici Gemahl, haben erbaven lassen, Hundert Jahre Zum wenigsten vorhero, als die Stadt Graz erbaut worden.“ Am 18. April wird Erzherzog Leopold Wilhelm, Administrator des Hochmeistertums in Preußen, gemeldet, es sei an den Kaiser ein Bittschreiben abgesandt worden, er möge die Gefahr gütig abwenden. Vom gleichen Tage findet sich ein Erzherzogliches Schreiben an Ihre Majestät: Wenn es die äußerste Kriegsnot erfordere, so würde der Allerhöchsten Verordnung schweren Herzens Rechnung getragen werden, Majestät möge aber „in Consideration des Meinem Löblichen Orden hierdurch zuwachsenden Grossen Schaden die Vorhabende Demolierung so viel möglich abwenden.“

Sind die Dokumente des Jahres 1662 nur etliche, den Zusammenhang kaum fragmentarisch andeutende Reste, so geben sie, 1663 konkreter und zahlreicher werdend, das

trübe Bild der Kriegsnot in Einzelbildern. Zugleich auch tritt hier der Mann auf die Szene, dem wir nach nahezu drei Jahrhunderten ein Ruhmeskränzlein zu widmen schuldig sind. Siegmund Friedrich Graf Trautmannsdorff bringt Landkomtur Anbringen zur Kenntnis: „Demnach man die vmb die Statt herumb befindliche Vnderschiedliche gebäu, als die Lehn Khürchen, die Cappellische, Märkhovitschische vnd Dornspergische Behausungen der Fortifikation höchstschödllich zu sein befündet, Alss will in Crafft der desswegen vndtern heutigen Dato hiemit erfolgten Verordnung Vorwollgedachter Herr Landtshauptmann Ihme alles nachsetzlichen Ernsts hiemit anbevolchen haben, daß er ohne weittern anständt darob sein solle, damit die Abbrechung obgemelter Lechen Kürchen also balden vor die Handt genomben werde . . .“ Wir sehen daraus, daß damals auch der Bestand der Münzgrabenkirche, die dann 280 Jahre später von Bomben zerstört wurde, bedroht war.

Vier Tage später meldet sich erstmalig unser Held, Ballei-Sekretär Johann M a y r v o n G r i e n b a c h. Er schreibt an den Landkomtur: Verschiedenen Sonntag habe er das vorstehende Dekret des Landeshauptmannes bekommen. „Hierauf ich mich alsobaldt untergesezt vnd an die hiesige hochlöbliche Gehaimbe Stöll ein Memorial aufgesetzt.“ Zu allem Glück kam Herr von Lamberg. Der übergab es „persönlich in der Burckh“, damit es bei heutiger Post an den Kayser überschickt werde. Lamberg übersendet es auch direkt an Seine Majestät; der Sekretär aber beschwört den Komtur, einen ähnlichen Schritt auch „von Mergentheimb auss“ zu unternehmen. Er schildert die Situation in Graz und an der bedrohten Grenze. „Das Türkhengeschräy will noch nicht erleschen, wohl aber von Zeith zu Zeith mehrer wachsen. Die besten Sachen von Gross Sontag, alss Silber Kirchensachen vnd Gelder, hab ich schon hier . . . Die türkhische Macht soll um 180.000 Mann bey Ofen stehen, ein anderer Teil ist bei Weissenburg die Sav passiert und gehet zwischen dissem Fluss vnd der Draha (Drau) aufwehrtz gegen den crathischen und Servischen Gränizen; sichtet also, vngeacht etliche vom Frieden sagen. Allseits gefährlich auss. Gott stehe der Christenheit bey.“ Aus dem Antwortschreiben des Komturs geht hervor, daß man auch die wertvolle Habe von Laibach nach Friesach zu bringen gedenke.

Am 25. Juli meldet Mayr, daß vom Kaiserhof an die hiesige Geheime Stelle re-skribiert worden sei, man solle mit der Niederreißung der Kirche w a r t e n, „biss der beriembte Ingenieur vnd Artiglerie Obrister Tessini“, der von Wien anher beordert worden war, „sein Guetachten“ wird abgelegt haben. Am 10. August zeigt Mayr dem Komtur an, auf Interzession des Erzherzog Karl Josef könne die Kirche bis auf den Ernstfall der Belagerung stehen bleiben, „alssdann khöndte man dieselbe mit Pulver Zersprengen“. Der Erbfeind richtete seine Hauptkraft gegen Neuhäusl, Raab und Osterreich, er würde also Graz und Steiermark „schwährlich attaquieren“. Am 24. August richtet Anbringen von Mergentheim aus, wohl um ihm gegenüber den Stadtgewaltigen das Rückgrat zu steifen, eine scharfe Epistel an den Sekretär. „Bey Verlust eures habenden Dienstess“ möge er sich hüten, den Abreißungsbefehlen zu parieren, und durch Ordensuntertanen dabei „ainige Handt anlegen“ zu lassen. Aus den Befürchtungen war nämlich bereits bitterer Ernst geworden. Im Ausmaß von je 50 Quadratklaftern waren die zum Abbruch verurteilten Wohnungen mit drei Stangenreihen abgesteckt worden.

Vom 14. Dezember 1663 datiert die unheimliche Liste, die in nüchterner Rubrik die Tragödie eines ganzen Stadtviertels aufzeigt, das „Verzainnuss der dem Ritterlichen Teitschen Ordens Hauss Lech Dienstbahnen vnd vnder der Ersten stangen gelegenen Heüsser, welche Allberait biss auf den Grundt nidergerissen vnd geschlaifet worden“. 13 Baulichkeiten, darunter solche des Kanzlers Jöchlinger, eines Freiherrn von Saurer, einer Gräfin von Saurau. Dann folgen weitere 69 Objekte, die zwischen der zweiten und dritten Stange liegen — und bis zum „negst künfftigen“ 1. März daran kom-

men sollen. Darunter Besitze der Jesuiten und Augustiner, der Grafen von Wagensperg und Herberstein. Nach einem Bericht Grienbachs vom selben Tage war der Abbruchbefehl „durch offenen Trommelschlag vnd publicirter Generalien allberaith angedrohet worden.“ Die Häuser ließ Grienbach „obenhin schätzen“. Das Gutachten errechnete 102.840 fl. Das Kommendhaus sei zwar „etwas Vnordentlich gebauth, jedoch mit Zimmern vnd Khammern also accomodiert“, daß ein Landkomtur mit etlichen Komturen darin komfortabel wohnen könne. Aber es müsse abgebrochen werden — so hätten Hofkriegsrat Pescheniz (?), Freiherr Maschwander, Obrist Vogel und Ingenieur Waisenhofer erklärt. Auch der Kaiser habe in diesem Sinne „allergenedigst resolvirt.“ Wegen der Kirche aber solle noch einmal „der Augenschein genomben werden“ ... Mit dieser wenig tröstlichen Mitteilung schloß der Sekretär am 27. Dezember die Hiobsbotschaften des Jahres. Schon am 3. Februar 1664 setzte er damit wieder ein. Vorgestern sei abermals aufgerufen worden, alle Häuser im Bereich der zweiten und dritten Stange seien sofort niederzulegen, „oder man würde sie den Soldaten Preissgeben, sodan anstöckhen vnd verbrennen“.

Kurze Atempausen, plötzliche Verschärfungen — so ging das Katz-Mauspiel monatelang weiter. Nicht ohne Ergriffenheit liest man, wie der wachsame Balleisekretär den Winkelzügen eines grausamen Schachspiels durch rasche Wendungen zuvorkommen suchte, nicht ohne Erschütterung die Eingaben, die er, wie er zwischen den Zeilen verrät, verfaßte und durch verschiedene Persönlichkeiten an die wirksamsten Adressen zu lanzieren wußte. Am 18. August legte er ein Memorandum vor, das in sechs Punkten „Rationes und Ursachen“ aufzeigte, warum die Demolierung der Deutschordensbauten unbillig sei ... Und wenn sie schon unabänderlich sein sollte, warum der Orden mit Rechten Ersatz des Schadens beanspruchen könne. Ihm passiert im Eifer zwar der Lapsus, die Kunigundenkirche „aufm Püchel bey der Statt Bayrisch-Graz“ schon 1119 erbaut sein zu lassen, weist klug darauf hin, daß „von Herzog Leopoldo Glorioso“ die Kirche dem Orden wegen seiner den Landesfürsten „gelaisten Ritterlichen Threüen Diensten“ übergeben worden sei, sucht sogar einen juridischen Standpunkt hervorzukehren, warum der Habsburger Leopold die Kirche nicht zum Abreißen verdammen könne: Sie sei nicht vom „iezt florirenden Habsburgischen österreichischen Hauss“ geschenkt worden, also könne er sie auch nicht „hinwegnehmen ...“

Zwanzig volle Seiten umfaßt das Bittschreiben der „wegen Ihrer Häusser in Gefahr stehendten Höchstbetrüebten sowol bürgerlicher als anderer armen Vndterthanen“ an den Kaiser. Sie führen aus: Samt Eltern und Vorfahren hätten sie schon dem Vater Ihrer Majestät wie dem „Römischen Kayserthumb in aller Fidelitet treü vnd Gehorsamb“ gedient; sie gedächten auch weiterhin dem Herrscher „mit Darsetzung von Leib, Ehr, Guet und Bluet sambt allen den Vnserigen allergehorsambst zu perseveriren“. Nun hätten sie die „biss in den Todt betrüebliche resolution“ vernehmen müssen. Von allem Wohlstand würden sie nun „in das äuseriste erbämbliche ellendt vnd Verderben“ gestürzt, obwohl sie gehofft, nach all den „aussgestandenen grossen Trüebeligkeiten, ängsten vnd Nöthen“ bessere Tage zu sehen und „Vnter dem Schatten der Fligel des Römischen Adlers sicher zu wohnen vnd zu ruehen.“ Wo sollen sie nun hinziehen und Unterkunft finden? „Die Christliche Lieb ist in dissen betrüebten Zeiten sehr erkhaltet“, arme, elende, vertriebene Untertanen, die mit „lähren Handen“ kämen, nähme niemand auf. „Principaliter“ betrübe es sie, daß sie in der Fremde „dess täglich Catholischen Gottesdiensts beraubt sein miessen“. Auch diesen Appell an das kaiserliche Gemüt hatte — der Sekretär verfaßt.

Der neue Landkomtur Georg Gottfried Freiherr von Lamb erg, dem Grienbach schon früher ein „Monitorial“ in die Hand gedrückt hatte, schrieb an den Kaiser: „Aus den Historien ist bekhandt“, daß es seit Jahrhunderten gefährlichere Türkeneinfälle ge-

geben habe, die Leechkirche oft bedroht, sei gleichwohl immer stehen geblieben. „Alles wachen vnd Fortificiren ist vergebens, woh der Herr die Stadt nicht bewacht“. In Wahrheit sei zu befürchten, daß über Graz Gottes Strafgericht kommen würde, „wan die Muetter Gottes auss disem Ihrem Vhralten Siz vertriben vnd Ihr Hauss also schmälichen nidergerissen würde ...“ Der Ritter ohne Furcht und Tadel erinnert den Kaiser an die vorbildliche Haltung seines Ahnherrn Ferdinand II. Laut Lamormainis Buch habe er den Benediktinern in der Vorstadt zu Wien „zur erbauung einer Unser Lieben Frauen Kirch Vnd Clösterls“ einen „ausgezeichneten Ohrt“ zugedacht. Als aber die Kriegsobersten der Stadt fanden, das Kloster stehe den Bastionen zu nahe, sagte der „frombe, ja heilige Kayser: Guettiger Gott, wass verursacht den Commendant? Ich aber waiss zu Bëschirmung der Statt khein einich tauglichere Pastey, alss Unser Lieben Frawen Kirchen“. Man sage dem Kommandanten, daß er bei seinem Entschluß verharre: „Man habe sich vor Unser Lieben Frawen Kirchen in geringsten nichts zu fürchten, aber wol am allermeisten von Ihr zu hoffen ...“

Am 1. August 1664 standen sich vor St. G o t t h a r d t Türken und Christen gegenüber. Siegen oder sterben! befahl Feldherr Montecuculi. General Spork aber fiel in die Knie und rief gen Himmel: „Allmächtigster Generalissimus dort oben. Willst Du uns Christgläubigen nicht beistehen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht.“ (Macherl.) 6000 Osmanen fielen, 10.000 ertranken, 30.000 flüchteten... So glorreich der Sieg war, der F r i e d e, auf 20 Jahre beschlossen, war infolge einer drohenden Magnatenverschwörung in Ungarn weniger rühmlich. Wichtige Stützpunkte blieben in der Hand der Feinde. Und so blieb Österreich, Steiermark, Graz und seine Leechkirche noch Jahrzehnte lang bedroht; bis 1684 reicht der Faszikel, mit „Besorgender Demolition“ überschrieben. Wiederholt hat man den Eindruck, das sind Briefe, Hiobskunden und Beschwörungen der Jahre 1663 und 1664. Jedenfalls haben Johann Mayr von Grienbachs Stichworte und Verteidigungsparolen noch lange fortgewirkt. Die Kirche blieb. Sie dankt es dem Kampfesmut der Ordensritter, dem Wohlwollen mancher Verehrer der „holdseligen Kirche“ in den höchsten Regierungsstellen, im Gesamteindruck der Aktenlage sage ich noch einmal: Das Hauptverdienst der Rettungsarbeit gebührt dem prachtvollen Kerl vom Balleisekretariat. So schien auch dessen Mitwelt zu urteilen: Der Landkomtur verehrte ihm einen silbernen Degen, ernannte ihn zum Ballei-Rat. Es ist also nicht eitle Ruhmsucht und Einbildung, sondern historische Wahrheit, wenn der Herr Sekretär in einem seiner letzten Berichte vom 13. Jänner 1666 an den Landkomtur schreibt: „Und gleichwie der Herr Statthalter Freiherr von Lamberg, beneben der alhiesigen Geheimben Vndt Khriegs Stöll gern bekennen würdet, dass mein wenige Persohn nicht geringen Vrsach ist, dass die Commende Leech vnd Kirchen noch aufrecht stehet ...“

Das hohe Lied auf den braven Mann ist noch nicht ausgesungen. Der Mann der Feder, der wehrpolitisch sich also bewährte, hat in seinem Rahmen auch kunstgeschichtlich eine bedeutsame Rolle gespielt. In dem letztzitierten Brief macht er seinem Vorgesetzten auch Mitteilung, daß er unter die Altarstifter gehen wolle. Den Passus bringen wir zusammenhängend im Mosaik. Mayr von Grienbach ersucht da um die „alhiesigen Restanten“, also um die Erlaubnis, die Zahlungsausstände einzutreiben. Dann würde er einen neuen „Saubern Hochaltar“ in die Leechkirche widmen. Wertvoll ist schon das kunsthistorische Streiflicht: Bis 1666 bestand das „T r u h e l w e r k“, der „altväterische Altar“, der gotische Flügelaltar, der natürlich keinerlei „Architektur“ aufwies, wie sie dem Schönheitsideal der Barocke entsprach. Hat er die Stelle bekommen, ist der Altar entstanden? Jawohl. Der Landkomtur antwortete, er sei ihm fürder „in Gnaden sonders wohl zugethan“. Sodann: Im Jahre 1682 schrieb der Pfleger Christoph Kupferdegen, der ob etlicher Unregelmäßigkeiten sich ein langwieriges Rechtsverfahren

auf den Hals lud: Mit den Ausständen sei es nicht so großartig bestellt, denn „vor etlich wenigen Jahren“ habe der Balley-Sekretär Mayr „ein ziemblichen Rest eingebracht, gestalten er dann auf Befehl Ihrer fürstlichen Gnaden Anbringen die Kirchen von Innen renoviren vnd einen neuwen Altar darin machen lassen.“

Auch die Frau Sekretärin hat, wohl durch das Beispiel ihres Mannes bewogen, in fraulicher Art ihre kunsthistorische Visitkarte erlegt. Im Inventar 1731 steht zu lesen: „Ein grosses von Bildhauerarbeith gefasstes Vesperbildt, so die Frau Balley Sekretärin Mayr von Grienbach dahin verschafft und machen lassen“. Noch heute steht eine mächtige Pieta am linken Seitenaltar. Wir bringen sie auf Tafel 36 im Bilde: In beinahe fassungslosem Schmerz lehnt sich die Mater Dolorosa an den Kreuzstamm zurück. In gewaltiger Kegelform bildet sie mit dem erstarrenden Leichnam des göttlichen Sohnes, der neben ihr auf einer Art Steinthron zur Seite ruht, eine ausdrucks- und eindrucksvolle Gruppe. Ausgelitten fällt der von mächtigem Haar umwallte Kopf auf den Arm. Wundervoll, wie aus getriebenem Blei modelliert, der hünenhafte Korpus; sichtlich von einem Kenner der Anatomie geschnitzt die Wülste der Rippen, die mit stockendem Blut prall gefüllten Adern. Die große Frage ist: Ist diese Skulptur das Geschenk der Sekretärin? Der Gesamteindruck sagt überzeugend Nein, sie ist bedeutend jünger. Es sind Züge da, etwa das geradezu expressionistisch wirkende Haupt der Schmerzensmutter, das an Arbeiten der Neogotiker gemahnt. Der Kopf des Heilandes, italienische Vorbilder verratend, sein kolossal gebauter und pathetisch zur Schau gestellter Leib, ist hochbarock. Wenn die Sekretärin, über deren Altersverhältnis und Lebensweg ich nichts eruieren konnte, ihren Mann noch wesentlich überlebt, das Schnitzwerk etwa als gealterte Witwe bestellt hätte, könnte man ihr Vesperbild vielleicht noch auf 1690 oder höchstens 1700 hinaufrücken. Doch bleibt das recht fraglich. Die Möglichkeit bestände auch, daß die Pieta zur Barockzeit kraftvoll überschnitzt wurde. An den Maßenverhältnissen hätte der Plastiker wohl kaum so grundlegend ändern können. So bleibt die letzte und wahrscheinlichste Antwort: Man hat in späterer Zeit das Präsent der Sekretärs-gattin durch ein „zeitgemäßes“ ersetzt. Oder es ist, testamentarisch gewidmet, später ausgeführt worden. Jedenfalls aber bleibt die mächtige Statue mit ihrem Namen verbunden.

Auf dem Bild der Kanzel (Tafel 37) sehen wir rechts ein Bild des Hl. Martinus. Mit dem Gegenstück, ein hl. Georg, bildet er, die Pieta flankierend, eine Art losen Altar. Rahmen und Bild gehen sichtlich ins 17. Jahrhundert zurück. Hier ist der Zusammenhang von Augenschein und Dokumentenwortlaut wünschenswert klar. Inventar 1731 sagt diesbezüglich: „Zway Lebensgrosse Bilder von Öhl Farben St. Martini et Georgii zu den Seitenaltar, so Ihre Hochwürden Herr Landt Commentheur seel. C. F. V. H. haben fassen lassen.“ Das „Fassen“ kann hier nur auf den Rahmen gehen, die Chiffre aber ist mühelos zu enträtseln: Christoph Freiherr von Hinecken. Das war der zweite Nachfolger Anpringens, der unmittelbare Lambergs, im Amt der Landkomturi. Verblüffend aber ist die analoge Stelle in einem älteren, leider undatierten Inventar, zwischen Schriftstücken von 1616 und 1674 eingefügt. Es mag um 1670 geschrieben sein, darin steht: „2 Lebensgrosse Bilder von Ölfarben S. Marthin vnd St. Ritter Georg zu Seiten Altären zu gebrauchen, durch den Balley Secretär Mayer dahin machen lassen.“ Seitenaltäre? Hat Grienbach außer dem Hochaltar noch Seitenaltäre gewidmet? Daß die Bilder erst am Hochaltar hingen, später hieher wanderten, ist nicht anzunehmen. In vier, fünf Jahren konnte eine solche Umgruppierung auch nicht durch raschen Wechsel von Geschmacksrichtungen motiviert werden. Rätsel, die Archivfragmente aufgeben. Über die Entstehungszeit, über Donator oder Donatrix der gegenüber am Seitenaltar knienden, etwas herb, wenn nicht gar plump wirkenden Magdalena konnte ich leider keinerlei Hinweise stellig machen. Auch nicht über das schöne Bild Christus am Kreuz.

Nehmen wir des vielgenannten Sekretärs Altarwidmung, die jedenfalls den ur-

sprünglichen Flügelaltar zerlegte und verdrängte, mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis, so vernehmen wir mit uneingeschränkter Sympathie, ja Dankbarkeit, daß der Vielseitige, der laut Inventar auch ein silberbeschlagenes Missale „mit roten Einpundt erkhauffte“, mitten in den Wirren des drohenden Türkeneinfalles, mitten in der lähmenden Ängstigung ob der unabwendbar scheinenden Demolierung, die „ganz baufällige, durch und durch zerklobene Kirchen“, so voller „Riß“ und „Spält“ war, deren Türme einen ganzen Werkschuh „allberaith hinaus gehenget“ — siehe Mosaik — baulich überholen und in Stand setzen ließ, sodaß die Schäden, verursacht durch den unzulänglich fundierten Turmaufbau, immerhin zwei volle Jahrhunderte behoben blieben, bis sie freilich zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder drastisch in Erscheinung traten. Hier sei nachgetragen, daß 1499, wo also der Turmbau bereits vollendet war, auch zwei Glocken beschafft worden waren, mit der Inschrift: „Gloriose Christe veni cum pace 1499.“ Kumar fügt hier ein, die älteren Glocken seien der Sage nach bei Annäherung der Ungarn 1480 vergraben worden. Ein Irrtum, weil vor der Aufrichtung der beiden Dachreiter wahrscheinlich nur eine größere Hauskapellenglocke vorhanden gewesen sein dürfte. Kunstgeschichtlich hochinteressant aber ist Kumars weitere Feststellung, die Leechkirche sei „einst von Außen und Innen mit biblischen und allegorischen Bildern reichlich bemahlt“ gewesen. Um von Sekretär Mayr Abschied zu nehmen: Es stellt seiner umsichtigen „Realpolitik“ das glänzendste Zeugnis aus, daß er zur totalen Renovation schritt, um den mißgünstigen Einbläsern des Abbruches den Wind aus den Segeln, das Schlagwort von den Lippen zu nehmen: Sie fällt sowieso demnächst über den Haufen! Launig ist auch das malitiöse Wortspiel von den „Schröckenbergern“, davor sich die wackeren „Schwaben“ nicht kümmern . . .

Einen kurzen Blick auf das Gotteshaus als Gottesdienststätte. Nach Leopold Schusters „Martin Brenner“ predigte 1530 in der Leechkirche der abgefallene Priester Leonhard Adlprecht in lutherischem Sinne. Das war nicht viel anders als in anderen Kirchen der Stadt. Aber man hat daraus ablesen wollen, daß in der lieblichen Marienkirche jahrelang der katholische Kultus ausgesetzt habe. Dies geschah laut im Zentralordensarchiv nach vorfindlichen Akten schon im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts von „Monsignore Josepho Piscutto von Melphi“, Minoritenprovinzial und „Visitator durch beede Teutschlandt“. Er richtete an den damaligen Hochmeister Maximilian Erzherzog von Osterreich ein Ersuchen, seinem Orden die „Kirchen apud Sanctam Mariam Teutsches Ordens in Grätz“ zu überlassen. Er wolle dort sechs Mitbrüder unterbringen, die „derselben Ortten den Gottsdienst vleissig verrichten“ und so in der „vacierenden Khirchen“, in der „ain ganzes Jar ainiche Celebrations oder Gottes Diennst nicht gehalten wirdt“, die katholische Religion wieder „erhöben und auferpauen“. Erzherzoginwitwe Maria von Bayern unterstützte 1596 das Gesuch, indem sie als „Euer Liebden getreue Muedter“ an den „herzliebsten Herrn Vetter vnd Sohn“ schrieb, er möge dem Bittsteller „diese Gnad erzaigen“, er würde damit „gewisslich ein guets werkh thun und Vil gebett damit befördern.“ Darauf aber gab 1598 Friedrich Graf Herberstein, seit drei Jahren daselbst Komtur, eine geharnischte Erklärung ab: „Die wahre rechte uhralte Catholische Religion vnd Kirchendienst wird noch in allen vnseren Ordenskirchen dieser Balley Embsig, Eyfferig vnd Vnauhfärlich gehalten vnd celebriert.“ In der Leechkirche wird alle Wochen mindestens einmal der Gottesdienst verrichtet. Das „unverschambte“ Bittgesuch sei also rundweg abzuweisen. Aus anderen Quellen geht hervor, daß im Advent täglich Rorate gehalten, die hl. Messe Mittwoch und Freitag gelesen wurde. daß dies nicht täglich geschah, erklärt sich daraus, daß hier nicht ein Priester- sondern ein Ritterorden wirkte, der sich die Prediger und Zelebranten aus den Grazer Klöstern besorgen mußte. Dies verlief, wie es scheint, nicht immer reibungslos. Selbst unser Freund Mayr von Grienbach hatte mit seinem Hauskaplan, dem Kapu-

ziner Muespacher, allerhand unfreundliche Auseinandersetzungen, die damit endeten, daß Muespacher als Pfarrer nach Ratten ging.

Seltsamerweise läßt sich die naheliegende Frage: War Graz der Sitz eines einfachen Komturs oder des österreichischen Landkomturs? nicht ohneweiteres lösen. Lange Zeit scheint letzteres der Fall gewesen zu sein. Dies bezeugen die verhältnismäßig vielen Urkunden des 16. und 17. Jahrhunderts, die in Graz ausgestellt wurden. Schlagender noch die leider sehr knapp gehaltenen Protokolle der „Balley-Kapitel“. Das ersterhaltene 1521 ist von Wien datiert, das zehnte 1672 bereits von Graz. Von da an sind zwölf hintereinander in Graz abgehalten worden. Das „Provincial Capitel“ 1672 berichtet übrigens unter Punkt 8 von einer „heftigen Strittigkeit“ mit dem Grazer Magistrat. Der hatte nämlich denjenigen „Ordens vnderthanen am Münzgraben vnd Grätzberg, so sich des Weinschanks gebrauchen“, eine Weinststeuer von 45 kr pro Startin auferlegt. Uns malträtierten „Unterthanen“ des vielhäuptionen Steueramtes der nicht endenwollenden „Übergangszeit“ dünkt dieser Gewindedruck der vielgenannten Schraube balsamisch säntiglich; die versammelten Ordensritter fanden aber einhellig, daß die zarte Einbeziehung der „ritterlichen“ Münzgräbler in die Obhut des Fiskus den von den Herzogen Friedrich 1240, Albrecht 1358 und Leopold 1381 „erthailten Freyheiten storckh zu wider lauffe“. Deshalb gab es bereits von allen Seiten gewaltige „Clagen vnd Rechtsfiehungen“. Der Orden sei aber zu einer „gütlichen Transaktion“ bereit — wenn ihm etliche „Strittige Stainhauer Hütten vnd Heuslen ins Eigenthumb“ überlassen würden.

Die Stainhauer scheinen auf dem Kommendengrund seit den Tagen Schwetihauers und Tugentlichs eine kleine Kolonie gebildet zu haben. Dies ersieht man schon aus den ganze Bände bildenden „Pettzödl“, Ersuchen um Zustimmung des Ordens als Grundobrigkeit zu Besitzänderungen. Eine führende Rolle spielt hier Meister Domenico Gianollo. 1689 führt Hans Georg Wagner als Gerhab im Namen seiner „Pupillin Anna Regina Santollin“ Verhandlungen über den Verkauf von „Hauss, Gartten und Stainhauer Hitten“, die an Maister Domenico Gianollo „Steinhauerer“ anraine. Anna Reginas Vater Domenico Santoll, gleichfalls vom Fach, war „Bürger und Steinhauer zur Wienerischen Neustatt“. Domenico Gianollo war wohl ein Sohn des Steinmetz Carolo Gianollo, der von 1650 — 1680 für Mariazell mehrere Altaraufbauten gestellt hatte. Er besaß gleich Johann Baptist Solar und Hans „Mambl“ (Marmor, Märbl) zuvor seine Werkstätte am Eisernen Tor. Am 6. August 1664 richteten die drei Meister eine gemeinsame Supplik an den Magistrat, ihnen für die befehlsgemäß abgebrochenen „Hitten einseits des Steges auf der Khüetratten“ einen Neuaufbau zu gestatten. Die Behörde bewilligte durch „Statt Paumaister“ Jacobus Codrus das Ansuchen der drei „ruinirten und bedrangten Leuthe“. Carl Gianollo besaß 1676 laut eines Vergleichskontrakts jenseits des „Grätzbachs“ ein unlängst erbautes Haus, auch eine Steinmetzhütte. Das Dominium directum besaß der Ritterorden. Im Zentralarchiv ist auch Domenico Gianollos Verlassenschafts-Inventar erhalten. Er hinterließ unter anderem „5 Modell Pilder von der Erd“ eineinhalb Schuh hoch, „4 Köpff von der gleichen Modi“, 7 Stück „gemallene Bilder“, 1 Terzeroll „sambt Spaner“, 1 Steinernes Schreibzeug, 4 Balluster usw. Grabsteine und Marmorplatten nahm die Münzgrabenkirche ab.

Gegen den Maurermeister Anthonius Sollär lief 1665 ein hochnotpeinliches Verfahren zur „Abstraffung seiner Persohn“. Was hatte der Biedermann verschuldet? Ihm war aus seinem abgebrochenen Haus eine Leiterstiege „entfrembdet“ worden. Er „warff seinen Argwohn“ auf Hans Lang, „geschworener Fuesspott“ der Stadt Graz, wie die Klage ahnungsvoll durchblicken läßt, „vielleicht auss Anstiftung böser weiber vnd Nachbarinnen“. Lang hielt sich eben in der Agatha Herkhin Haus auf. Kurzerhand und heißblütig lief Meister Anton „vnder dass Tachtraff“ (Dachtraufe), hielt Lokalaugenschein. Den Lang fuhr er „mit groben Worthen an, formalibus: Warumb hastu mir mein

Stiegen hinweg getragen?" Da die Kommende weit über Jahr und Tag „in alleinig rechtmässig ruebigen (ruhigem) und vnperturpierten Posess“ der Langischen Behausung war, erhob sie Klage und verlangte „wenigist 100 Dugathen in Goldt.“ Das Ersuchen an den Magistrat, im Streit zu vermitteln, lehnte dieser ab, mit der Begründung, er wolle sich „in denselben Hauss kheine Jurisdiction anmassen“. Eine ähnliche Besitzstörungsklage der Kommende lief 1727 „gegen Herrn H a u k h Mallern“. Am Ende gar gegen den Maler der Kanzelbilder des Domes. Malefizperson war aber einer seiner Grundholden. Der hatte mit scheelen Augen gesehen, wie Christian Portner, Commende Leechischer Untertan, dessen Acker an den des Malers rainte, „Zway Wöhrstöckhen“ mitten im (grenzbildenden) Bach eingeschlagen. Der Kommendeverwalter ließ sie „alsobalden ausnembem“. Bei dem Zusammenstoß fiel, aus der Aktenlage ist nicht recht zu ersehen, von welcher Seite, das temperamentvolle Wort vom „Händ vnd Fuess abschlagen“. Die Sache scheint schiedlich friedlich im Sand des Grenzbachs verlaufen zu sein. Der Schuldige bestritt nämlich die Drohung ausgesprochen zu haben „und wann es auch wahr wäre, seynds — Lähre Worth.“

Auch Maurer Jakob W i n k h l e r und Hieronymus S a n t o l l führten einen Prozeß um eine Steinhauerhütte. Genug von den unproduktiven Einblicken in eine Zeit mit übersteigter Besitzerprotzigkeit. Von einer, wenn auch in bescheidenem Ausmaß aufbauenden Tätigkeit berichtete die Marmortafel an einer Kapelle mit gotischem Spitzdach, wie sie noch auf einem Stich zu sehen ist, rechts am Wege von der Zinzendorfsgasse zum Seitenportal, derzufolge Maister Bernhard C o l l e t i (Bernhard Colledi), „Gott dem Allmechtigen, seiner wertisten Junckhfrauen Mueter vnd Himmels-Khönigin Maria vnd denen Hl. Patronen zu Ehren vnd Abwendung der laidigen Sucht und Pestilenz“ die Kapelle erbauen ließ. „Für sich und seine Nachkömblinge“. Es handelte sich also wohl um eine Grabkapelle — im einstigen Friedhof — des vielbeschäftigten „Hofstainhauers“. Die schlichte Tafel ist, wenn auch beschädigt, noch zwischen den Lisenen gegen die Apsis hin eingelassen. Pestpatrone sind bekanntlich vor allem Sebastian und Rochus. Noch sind zwei Sandsteinfiguren dieser Heiligen an der Nordseite des Außenbaues zu sehen. Standen sie einmal in der Kapelle? Sind sie Werke des Meisters? Dafür sind sie zusehr dem Spätbarock angenähert. Auch in der Kirche befanden sich 1731 laut Inventar „Zway alte Vergoldte“ Statuen der beiden Heiligen. Sie waren wohl aus Holz. Außer den bereits genannten „alten gemahlten Bildern“ befanden sich hier noch 1743:

- „Ein Alte Taffl Vnser lieben Frauen und Jesus Khündl Bildnus
- Ein Taffl die Auferstehung Christi
- Ein Taffl von Ohlfarben die Creuz Tragung Christi
- Ein Bildnus U. L. Frau Jesu Khündl vnd St. Joannes
- Ein Taffl, da Jesus Tott in seiner Muetter Schoss ligent
- Zway kleine Taffl Jesu, Mariae vnd Veronica
- Ein Taffl von Ohl-Farb Sancti Sebastiani
- Zway gar alte Bilder der Englische Gruss Mariae.“

Letztere hängen noch links von der Kanzel, erstere auf der Wand gegenüber mit der Inschrift: Wahre Abbildung der Wundertättigen Bildnus Unser Lieben Frauen zu Dorffer. Um 1670 sind noch ausgewiesen ein Ecce homo. Merkwürdigerweise lesen wir hier nichts von der Dreifaltigkeit, vom Triptychon. Wohin sind die übrigen Bilder gekommen? Woher etliche andere, die j e t z t im Schiff und am Chor sich finden? Müßige Fragen. Wir zählen sie nur flüchtig auf: St. Athenogenes, Patron der Armen und Notleidenden rechts vom Hochaltar, leider stark eingedunkelt; gegenüber ein matter Christus am Ölberg; Maria Schutz mit eingefügten metallenen Kronen gleich einer Rokoko-Heiligen an der linken Seitenwand. Eine kleine Galerie hängt am Orgelchor und am Brüstungsgang: Eine barocke Krönung Marias, Tempera auf Holz, verblaßt, mit Spuren aus-

nehmender Schönheit, zu Füßen der Szene Schloßberg, Leechkirche, St. Leonhard (noch mit gotischem Turm); eine kleine frühbarocke Hl. Elisabeth; eine hl. Familie in unbeholfenem Hausaltärchenformat; ein Votivbild: Die Gottesmutter über Wolken und Mond, darunter ein Pferdegespann, das in den Abgrund rast, daneben ein kniendes Donatorenpaar; eine fraulich weiche Madonna, das Jesukind hält ein Vögelchen in der Hand, unten eine gut gesehene und wiedergegebene Früchtebank mit Finken; eine Geißelung und Kreuzigung Christi, eine Anna Selbdritt mit Wappen; zu guter Letzt zuäüßerst am Emporengang ein liebliches Madonnenbild mit der Legende: Johann Scherdiger, gewester Pfarrer bei St. Leonhard hat dises Bildt hieher verehrt 1619.

Inventaren zufolge befand sich in der Kirche allerhand heute zum allergrößten Teil verschwundener sakraler Hausrat. Seit 1613: 3 Kheleche (Kelche), einen 4. hatte Herr Maximilian von Schrattenbach und sein Gemahel hergegeben; zway weiss atlase Messgewandt, so die Frau Schrattenpachin gestiftet; ein grün und blau doppeltaftenes Meßgewand „mit gulden Passamän verprämpt sambt Stol und Manipel, so Herr Landt Comentheur hierzu machen lassen“; derselbe hatte auch eine „rottdamaschkhin“ (aus rotem Damast) Kasel gestiftet; Großmaister Erzherzog Max eine aus gelbem Atlas, Herr von Schrattenbach eine „schwarz schamblette“, ebenso eine „grüne thruckte samate mit silbern vnd vergulden Creizen“. Der Landkomtur hatte außerdem gewidmet ein „Persianisches Spalier“ für den Predigtstuhl, einen Teppich, zwölf Spannen lang; aus Italien hatte er mitgebracht drei Antipendia von grünem Leder mit Gold und Silber belegt; Herr von Schrattenbach gab drei schwarze Antipendia, drei Fastentücher und Altartücher für drei Altäre; die Frau Landtverweserin „ain Schlayer von gestrickhten werh (Werg) über die Altär“; ferner war vorhanden ein neues Altarkruzifix (so Herr Landt Commentheur hergeben), ein schwarz samtenes „Fürhangl am Sakramentsheusel“, eine kupferne vergoldete Hand auf der Kanzel, ein vergoldetes Bild in Ebenholz gefaßt, zwei eingefasste „Köpfl von Goldstuck“, sechs „Khriegl von Plumbenwerch“ (Krüge mit Kunstblumen) auf den Altären, Jesu und Mariae-Bildnisse aus „Laimb“ (Leim), drei von Draht geflochtene Leuchter, ein großer Hängluster, eine große Fahne aus weißem Damast, auf der einen Seite das Ordenskreuz, auf der anderen ein Marienbildnis, „sieben khlaïne Fandlein, so vmb vnser Frauen Bildnis stehen;“ Wappensteine Johann Kobenzls von Prosegg und Formentinis von Tholmain.

Inventar um 1670 verrät, daß ein vergoldeter Silberkelch da war, darauf 2 alte Perneggische Wappen, „mit dem vorderen Theil eines grauen aufgezamten Pferdts“; auch der Schrattenbachische Kelch trug beide Wappen des Spenderpaares; Die „schlechte“ Monstranze von Messing war „ybersilbert, darbey 2 Khranzeln mit Perlen versetzt.“ Seltsam berührt der Reichtum an „Claidungen“: 5 Röcklein für das Jesukind und seine Mutter, an ein Dutzend „Schlayr“ (Schleier); als Spender figurieren Georg Wohlfahrt und Hausfrau, die Orgelmacherin, weiters Frau Magdalena Horin, selbst der Herr Landkomtur. War denn auch unsere schöne „Leechmadonna“ einst bekleidet? Nein, es handelte sich um ein „glider Bildt“ (Gliederbild), dessen Spender kein geringerer war als „voriger Herr Landts Commentheur, jetzo Ihr fürstliche Gnaden“.

Und nun zum wohl wertvollsten Teil meiner Recherchen im Zentralarchiv, die sich leider nur auf zweimal zwei Tage beschränken mußten. Immerhin gelang es mir, 23 Namen von Künstlern und Kunsthandwerkern, die an dem bislang geheimnisvollsten Gotteshaus der Stadt schufen, festzustellen und festzuhalten. 1641: Hans Georg Pfaff, Bürger und Glaserer, erhielt, weil er 90 Scheiben „einbesserte“, 1 fl 30 kr; Andreas Fischer, Soldat und Glasermeister in der „Haupt Vöstung“ Graz, der 9 durchsichtige Scheiben „ainsözte“, 15 kr, 3 dl; 1634: Matthäus Schanternell aus Augsburg liefert „ein bohr vergulte Leichter“; 1646: Goldschmied Hans Ulrich fertigt um 17 fl das Ordenskreuz für Herrn von Tschernembl; Meister Candit erhält als Abschlag „gelai-

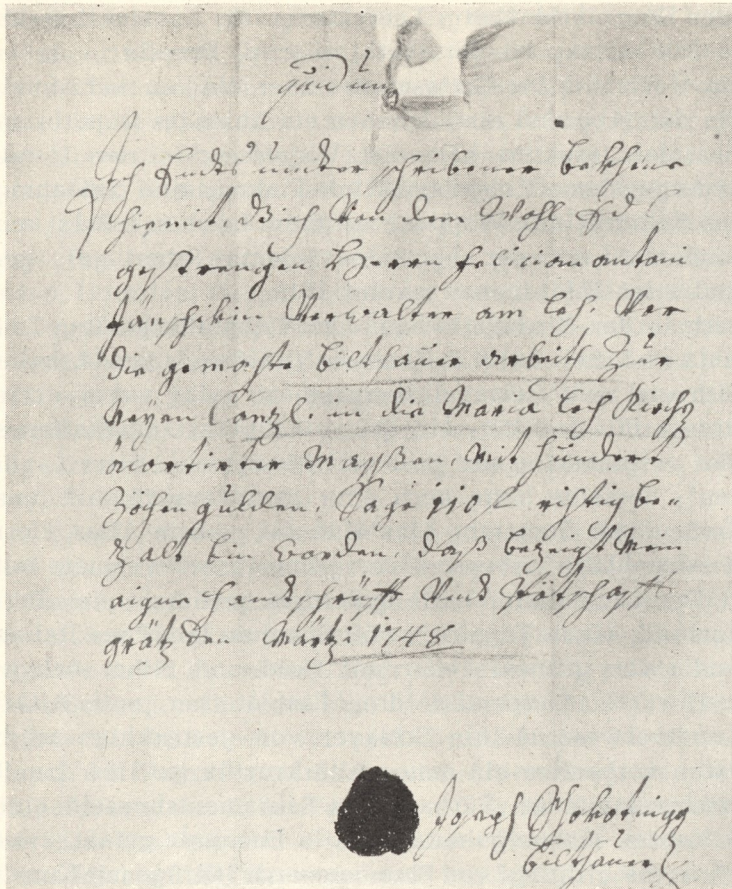


Abb. 33. Kanzelrechnung von Joseph Schokotnigg

wurden „drey grosse Blätter uralt Niderländischer Spalier mit Figuren“, fast nicht mehr zu gebrauchen gewesen, „auf ville Jahr“ verbessert. Maurermeister Joseph Carlon legt eine Spezifikation um 209 fl 15 kr vor, für Arbeiten am Maierhaus der Kommende, auch einen „Riss“; 1727: Tischlermeister Johann Georg Probst fertigt für die Sakristei einen Doppelkasten um 26 fl; 1728 Goldschmied Franz Pfäffinger repariert um 15 fl das „Silberne Kürchen-Altars Gezühr“ (Zierat); 1732: Maler Carl Schmidt legt eine Rechnung um 3 fl 24 kr für ein Kreuz zum Hl. Grab „mit feinem Goldt vndt Silber“.

Die Arbeiten für 1737 und 1744, für Grüfte und Grabsteinarbeiten, sparen wir noch eine Seite. Mit einiger Ungeduld und nicht ohne Genugtuung aber lege ich in Faksimile zwei Quittungen vor. Ein undatierter „beyläuffiger Vberschlag“ besagt, daß in der Sakristei ein neuer Fußboden und zwei neue Fensterstöcke, ober der Sakristei zwei Fenster mit Lärchenbalken, auf der Chorstiege ein Fensterflügel, am Predigtstuhl eine neue starke verschalte Türe fällig wären; auch wäre eine neue Kanzel nötig zu machen, „inmassen der Thierstockh, woran die Canzel gemacht, völlig wurmstichig ist“. 1748 war es so weit: Joseph Schokotnigg, dem ich bereits im Dom das Sakristei-Lavabo und den Dolorosa-Altar nachweisen konnte, legt Rechnung (Abb. 33) über Fertigstellung der ebenso zierlichen als geschmackvollen Kanzel. (Tafel 37.) Er hat wohl nicht bloß die lieblichen Putten am Schalldeckel sondern auch das geschnitzte Dekor an der Brüstung beige stellt; höchstwahrscheinlich auch das kleine aber wundervolle Orgel-Frontispiz (Abb. 2), das dank der naturbelassenen Färbung, ebenso wie die Kanzel, sich harmonisch in die Architektonik der Wanddienste und Gewölberippen einpaßt. Das nicht eben kongenial gedrechselte Kanzelgeländer verdeckt leider ein unscheinbares aber kostbares

ster“ Maurerarbeit 32 fl; in diesem Jahr geschah auch eine „Reparierung“ der hiesigen Palisaden, an denen der ungenannte Zimmermann 27 Tage arbeitete; 1682 schätzen ein dem Orden gehöriges Haus zwischen Paulustor und Kapuzinerkirche auf 3.555 fl Maurermeister Partholome Ebner (Bartholomäus Ebner), wie die Zimmermeister Adam Dellacher und Hans Georg Flexner, Ebner führt den Titel eines Kriegsmaurermeisters, die beiden anderen Innmeister (Innungsmeister); 1642 hatte Stadtzimmermeister Georg Kohlhammer ein „Keuschl neben dem an sich habenden Gärtl im Münzgraben“ des Zimmermannes Wastel Gänsel bewertet; 1689 verkauft der Landschaftliche Maler Melchior Diepolt sein Haus im Münzgraben an Matthias Reithoffer; 1698 erhielt Zimmermeister Georg Flexner für eine Arbeit in Pettau 20 fl; 1721

Kunstwerk: Michael Holzpechers ansprechende Ätzarbeit, die Wappentafel des Landkomturs Formentin. 1762 prangt mit vier Quittungen: Der bürgerliche Glaserer Johann Georg Mittermayer verbleit 19 Scheiben um 28 kr; Schlossermeister Thomas Andreas Frankh liefert um 13 fl 30 kr 6 „Piegramiedten“ (Pyramiden) und 18 Leuchter „mit Muschl und Lauber“; das Ereignis des Jahres aber ist die Beschaffung des prachtvollen Auf-erstandenen (Tafel 38). Eine plastische Symphonie in Farben und Formenspiel; in echtestem Rokoko erhebt sich auf astknorpel-artigem Gewölk der

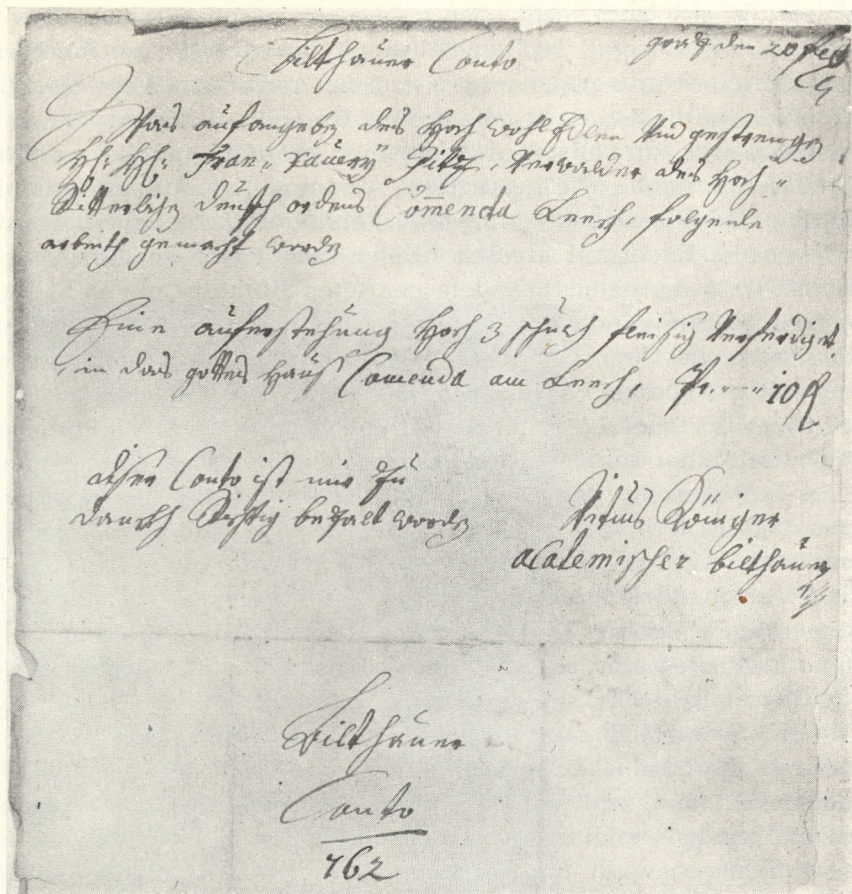


Abb. 34. Rechnung Veit Königer über die Heilandsstatue

Sieger über Grab und Tod, den Triumphmantel kühn über die Achsel geworfen, das Lententuch machtvoll zur Linken gerafft. Kein Wunder, daß die Skulptur formal und ideell so überzeugend anspricht, ist ihr Schöpfer doch unser Meister Veit Königer! (Abb. 34.) Die noch heute prunkvoll wirkende Vergoldung besorgte um 16 fl 30 kr der „incorporierte Vergolter“ Johannes Michael Rieger. (Tafel 38.)

Vergeblich habe ich nach dem Schöpfer des Hochaltars gefahndet. Die Mitteilungen der Zentralkommission sprechen zwar von einer Arbeit der übelsten Periode der kirchlichen Kunst; Graus wünschte, daß die gotische Hauptstatue von dem unpassenden Altaraufbau „erlöst“ würde. Ja, wenn man das ursprüngliche „Truhelwerk“ aus Staub und Asche phönixgleich hervorzaubern könnte! Die im Wortsinn doppelt hölzernen „stilgetreuen“ Messerübungen der Neugotiker wären wahrhaftig kein vollgültiger Ersatz. Wie der kunstsinnige Kurat Helfert gesprächsweise verriet, denkt er daran, die über allen Ausdruck liebliche Hausmutter etwas vorzurücken. Das ist eine Idee. Daß die Architektur für die zierlichen Größenverhältnisse der Kirche zu „ausgewachsen“ erscheint, ist richtig, eine Verkleinerung des Aufbaues würde wohl eine Zerstörung bedeuten. So wollen wir uns weiterhin mit der immerhin imposant gestalteten Lösung traditionsgebunden befreunden, mit den malerisch bewegten Statuen getrösten. Wir bringen auf Tafel 39 die einstige Hauptpatronin, Königin Kunigunde, die als liebenswerte Schäferin zur Andacht lädt und nach wohlgesitteter Hofart sich über den glücklich abgewehrten Schimpf freut: Durch ein Gottesurteil, durch unversehrtes Stehen auf glühender Pflugschar, hat sie sich vor dem Verdacht, die Gattentreue verletzt zu haben, königlich gereinigt. Der junkerliche Hirtenknabe, der mit gefurchter Stirn und schmerzvollem

Ausdruck, sich noch nicht eben ganz vom ausgestandenen Schrecken erholt zu haben scheint, ist für seine Zeit eine tüchtige Arbeit. Wer ist ihr Meister? Vorläufig bleiben wir, um eine Antwort zu wagen, auf den riskanten Weg des Stilvergleichs angewiesen. Der Zeit nach käme vor allem Veit Königer in Frage. Da er bereits den Auferstandenen gewiß zur vollsten Zufriedenheit gestellt, war der weithin erfolgreiche Mann zur größeren Aufgabe wie geschaffen. An seine Art erinnert vor allem die Dreifaltigkeitsgruppe des Oberbaues — in Maria Rehkogel finden sich viele Parallelen; Königerisch wirken die Engel mit kleinen Köpfen und fleischigen Körpern; der Pflugscharträger erinnert trotz der seelisch anders gearteten Situation an den hl. Patritius von St. Veit a. V., an der hl. Kunigundis der Faltenwurf des mächtig geblähten zerwirbelten Dreiecks an St. Paulus im Dom. Das kleine Köpfllein aber, das unmodellerte Mieder hier und an der gegenüberstehenden Hl. Elisabeth beirren. Jedenfalls sind hier die klassizistischen Tendenzen, denen der Meister späterhin huldigte, merklich vorgeschritten — vielleicht war hier doch einer seiner noch reichlich unbekanntenen Werkstattjünger an der Arbeit.

Daß man mit dem Werke nicht Königer betraute, wäre durchaus verständlich, angesichts des Prozesses, in den Meister Veit mit der Kommende geriet, nachdem er auf ihrem Grunde in der Schlögelgasse die Pestsäulengruppe, jetzt vor dem St. Peter-Stadtfriedhofe aufgestellt, vollendet hatte. Andorfers Monographie berichtet über seinen Verlauf. Da hier Kommendenverwalter Matthias Kargl in nicht sehr günstigem Licht erscheint, sei aus den Akten der Doza mitgeteilt, welche Verdienste sich dieser Nachfahre Mayrs von Grienbach um das Zustandekommen des eindrucksvollen Werkes erwarb. Er schreibt 1801 an den Komtur: Die dort von der Gemeinde ex voto erbaute Pestsäule sei beinahe völlig in Verfall geraten. Die Mitglieder, fast lauter Ordensuntertanen, wollten eine neue und baten Kargl, die „Direktion“ zu übernehmen. Zwei Spendensammlungen verliefen unbefriedigend. „Sogleich eine dritte Sammlung zu unternehmen, ward für unratsam befunden und Bildhauer und Steinmetz erklärten, mit Forderungen eine Zeitlang zuzuwarten. Bei nachhin ausgebrochenem Türken- (?) und Franzosenkrieg würde auch jede Sammlung zwecklos gewesen sein. Doch fingen Bildhauer und Steinmetz (Joseph Carlon) an, inmittels ihre Reste zu fordern, und zwar letzterer mit dem ihm angewandten (angewöhnten) Ungestüm, so daß ich um fernerm Zudringen auszuweichen, gezwungen war, denenselben aus Eigenem und in Hoffnung auf einstmalige Rückersätzen einige Abschlagszahlungen zu bieten“. Nun seien noch an den Bildhauer 30 fl, an den Steinmetz 66 fl 45 kr zu begleichen. Königer ging auf einen Aufschub ein, Carlon, obwohl „kinderlos und dessen gar nicht bedürftig“, nicht. Vergeblich suchte ihn Kargl zum Verzicht zu „bestechen“, indem er ihm anbot, seine „Wohltat im Fußgestelle zum ewigen Gedächtnis in Stein einzuhauen. Allein ich predigte einem Stein.“ An eine neue Sammlung sei nicht zu denken, da die „Kriegswunde noch unverheilt“ sei. Kargl bittet um Deckung aus den Stiftseinnahmen, sonst müsse er noch einmal aus eigenem Säckel beisteuern. Obwohl seine Gesundheit zerrüttet sei und Arzt Fortunat Spöck ihm dringend rät, das „Badener Bad zu gebrauchen.“ Er könne sich das aber aus Zeit- und Geldmangel nicht leisten ...

Interessant ist ein Brief Kargls aus dem Jahre 1784. „Wegen dem Seitenaltar werde ich mit dem Messner sprechen und trachten, die dazu vermeynten 500 fl zu einem anderen Zweck zu bestimmen. Die Ursache ist bloss die, dass er zu jenem gegenüber schon stehenden noch eben fast neuen (!) einen gleichen diesseits haben möchte, um dadurch Symmetrie zu erlangen, weil der nun schon ist, keinem förmlichen Altar gleichsieht und dem gegenüber gar nicht ähnlich ist. Aus dem Inventario werden diese beyde Altäre gnädigst zu ersehen sein.“ ... Das Inventarium habe ich leider nicht gefunden.

Nicht minderes Interesse beansprucht die Korrespondenz des Verwalters Joseph

Langenmantel, der 1737 an den „Hoch- und Wohlgebohrnen Reichsgraff“ schreibt, er habe auftragsgemäß mit dem Steinmetzmaister (Anton) Carlon gesprochen und ihm nahegelegt, dem „überschriebenen nachzuleben“ und „zu seinem aigenen Rumb (Ruhm) ein gnediges Contento zu leisten, dessen er mich auch versichert. Und werde ich nit Ermangeln, da er zu pflastern anfangen würde, daß die Grabstaine widerumb an anständige Orth werden khönnen apliciert werden ... In der Kürche befinden sich in allen 5 grosse Grabstaine mit eingepflastert, die anderen an der seithen, welche schriff-ten schon ziemblich ausgetretten, dass solche fast nicht mehr zu lesen ...“ Es handelte sich um den Bau einer Gruft, um die

Erneuerung des Steinbodens, diesmal kam es zur Tat. Carlon verpflichtete sich laut Kontrakt, um 265 fl 30 kr die Kirche zu „pflastern“ und bei den drei Altären und in der Mitte der Kirche einen Staffel „von grauen Stain mit dem Rundstab sauber ausgearbeithet“ zu legen. Tischlermeister Georg Probst kontrahierte die Erstellung von 29 Kirchenstühlen „nach jeziger Modi“ aus weichem Holz um 116 fl. In Hartholz kämen sie auf 348 fl.

1744 kam es zu rühmlich bekannte Johann Georg Stengg, „Hoff Maurer Maister“. Für Tagwerk und Materialien bekam er 40 fl 57 kr.

Kurze Visite bei den Grabmälern, Denksteinen und Erinnerungstafeln. Das denkwürdigste Epitaph befindet sich, von einer Betbank halb verdeckt, links an der Komunionbank. Es hält das Andenken wach an drei Ordensritter, die laut Inschrift 1664 bei St. Gotthardt in der ersten Schlachtreihe, in prima Fronte aciei, kämpften und an einem Tag ihr Leben ließen: Centurio Philipp Wilhelm von Lindau, der erst ein Jahr zuvor in den Orden aufgenommen worden war, Franz Ignaz Wolfgang (Wolfgang?) Christoph von Leiblfingen. Ein würdiger Geschlechtsgenosse jenes berühmteren August von Leublifing, der 18jährig als Edelknabe Gustav Adolfs 1632 bei Lützen fiel. Unser Held scheint Bannerträger gewesen zu sein. Das Vexillifer bei Josef Bergmann in den M. D. C. C. 1866 ist wohl als Vexilifer zu lesen. Holzpechers schöne Steinätzarbeit nah am Kanzelaufstieg erinnert an den Landkomtur Leonhard Formentin, Rat Erzherzog Karl II., zugleich Komtur von Laibach, wo er 1596 starb. Daneben hat Sigmund Freyherr zu Egkh, sein zierliches Denkmal: Lieblich die weich herausgearbeitete Ma-



Abb. 35. Grabstein des Komtur Siggendorf

einem Gruffbau. Alle Beteiligten legten ihre Quittungen. Georg Köstenbauer, „Züegler alda“, lieferte 5000 Mauerziegel um 17 fl 30 kr; Zimmermeister Mathias Fuxreiter Zimmerholz, Läden und „Rüstbäumb zu Erbauung der Grufften“ um 4 fl 45 kr; unser guter Bekannter vom Hochaltar des Domes, Lorenz Sinkhoviz, Burger und Schlossermeister, bescheinigt den Erhalt von 5 fl; die Steinmetzarbeiten besorgte um 27 fl 52 ½ kr Anton Carlon. Für den Bau selbst zeichnete verantwortlich der

donna, lieblich das treuherzige Gebet des knienden Ritters: Ich bitte Dich Herr Jesu Christe Sambt Deiner werdten Muetter Junckfrau Maria, Du wollest mich aus Gnad vnd Barmherzigkhait vor dem Feind behüetten vnd bewahren vnd mir vor meinen Abschied wahre Rehv (Reue) vnd Bues Aller meiner Sünden mittheilen, mich auch, wenn ich erfordert werde, gnedighklich empfangen. MDCVI. Also ein steineres Gebet vor der Schlacht. Der reisige Ritter mit Helm, Panzer, Schwert, Sturmflagge und Ordenskreuz (Abb. 35) rechts vom Hochaltar stellt dar den Edl Gestreng Herr Thoman von Siggesdorf, Komtur von Großsonntag † 1560. Die Rund- oder Ovaltafeln an den Wänden sind Erinnerungsmale an die Ordensmitglieder, die hier zu Rittern geschlagen wurden. Meist ist auch der Landkomtur, der die ergreifende Zeremonie vornahm, im Text genannt. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe der Namen und der Weihejahre:

Freyherr Erasm(us) Ferdinand von Kollonitsch 1624
 Johann Friederich Herr von Tschernembl, Obristwachtmeister in Hispanien 1656
 Seifrid von Saurau, Erb vnd Vnterlandtmarschalkh in Steyer 1656
 Christoph Hartmann Graf von Schallenberg 1668 (Abb. 36)
 Heinrich Graf von Herberstein, Freyherr auf Neuberg vnd Gutenhag 1672
 Gottfried Freyherr von Stadl, Herr auf Khornberg, Hauptmann 1677
 Johann Christoph Graf von Schallenberg 1686
 Guidowaldus (Guidobald) Graf von St a h r e m b e r g, Obrister zu Fuess 1688
 Hans Sigmundt Gayman, General-Adjutant und Hauptmann 1688
 Guidowalt Max Graf von Saurau Obrister Erblandmarschall 1691
 Christian von Stubenberg auf Kapfenberg zu Stubegg, Muregg 1713
 Erasmus Graf von St a h r e m b e r g Obrist Leitnant 1716.

So die erlauchte Liste bei Formentini. Dr. Hönisch veröffentlichte sie 1869 in den Mitteilungen der Centralkommission, er ließ den ersten Namen weg, fügte dafür verdienstlicher Weise bei, was er über Leben und Taten der genannten Ritter in Erfahrung bringen konnte. Es war nichts Nennenswertes. Nur bei den beiden Starhenbergern konnte er konkret — und begeistert werden. Guidobald, am 11. November in Graz geboren, „ist einer der hervorragendsten Feldherrn von Osterreich. Schon im Jahre 1683 gab er als Hauptmann zur Zeit der Belagerung Wiens, das sein Vetter Ernst Rüdiger aufs heldenmütigste verteidigte, Proben seiner Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, indem er dem Feuer, welches schon die Pulverkammer zu ergreifen drohte, Einhalt tat. Später führte er an den Ufern der Donau und Theiß, wie des Po, Ebro und Tajo mit dem größten Ruhme die Waffen seines Kaisers und Herrn“. Von 1719 bis 1737 Landkomtur der Ballei Osterreich, am 7. März 1737 starb er zu Wien. In der dortigen Deutschordenskirche hat er ein würdiges Grabmal. Über Erasmus, 1685 in Linz geboren, später kaiserlicher Kämmerer, Komtur zu Großsonntag, schreibt er: Inhaber eines Infanterie-Regiments. Er focht in Spanien und „nahm den Nachruf eines Mannes von seltener Sanftmut, Klugheit und Wissenschaftlichkeit mit sich in das Grab, in das er frühzeitig im November 1729 sank.“

Ein Grabmal in der Kirche hat außer den Helden von St. Gotthardt und Herrn Thoman nur ein vielverdienter Priester und Menschenfreund, Fortunatus Spöck † 1813. Die metallenen Embleme kennzeichnen den Mönch als Arzt. Welches Vertrauen der „Kurpfuscher“ bei den Patienten — und am Hof genoß, erweist eine allerhöchste Resolution vom Jahre 1793: „Seine Majestät haben in diesem besonderen Falle und wegen des großen Zutrauens, welches sich der Franziskaner und Benefiziat bei der Kirche am Leech erworben hat, von der festgesetzten Regel, bei welcher es fortan zu verbleiben hat, daß nemlich jenen, welche nicht geprüft und graduiert sind, die Heilung der Kranken nicht zu erlauben sey, abzusehen und zu gestatten geruhet, daß jene Patienten,

welche sich der Hülfe eines geprüften Arztes allschon gebraucht, durch diesen aber die Heilung nicht erlanget haben, sich sohin an diesen Ex-Franziskaner wenden und von ihm in die Kure genommen werden können." Bei aller Verdienstlichkeit des Mannes — das Grabmal mit dem Canova-Dreieck ist allzu mächtig ausgefallen. Wie ein Pfahl spießt es sich in das Fleisch und Steingeäder der zierlich gebauten Kirche. Es wäre mehr als erwägenswert, Porträt und Embleme an der Wand zu belassen, aber den unförmigen Hohlkegel zu planieren. Der gutherzige Kurat würde, wenn man ihn befragen würde, kaum etwas gegen die heilsame Operation einzuwenden haben. Auf dem Portal zur Sakristei stehen beidseits eines Wappens, das die Samson-Szene zwischen vier Ordenskreuzen zeigt, die geheimnisvollen Buchstaben J C V A T O R L D B O 1663. Keine Angst, sie beinhalten keinen Zauberspruch, keine Verschwörer-Chiffre, sie lauten aufgelöst: Johann Caspar von Anbringen Teutschordensritter Landkomtur der Balleien Osterreich. Sekretär Mayr von Grienbach schrieb 1665 an den Landkomtur, daß er in der Kirche Wapen und Namen des Komturs habe anbringen lassen. Das geht laut Jahrzahl und Inschrift auf die Holztafel links vom Hochaltar: Am unteren Spruchband



Abb. 36. Aufschwurschild C. H. G. v. Schallenberg

auf wenige Buchstaben unleserlich, gilt dem Edl gestreng Herrn Thoman von W i n c k l a r n. Vom gegenüberliegenden Epitaph kann man gut nur am Scheitel das Jahr 1627 lesen. Formentini scheint ihn übersehen zu haben. Wohl aber bringt er die überlange Grabschrift des emigrierten Grafen Carl Bernhard Menteschus-Nolziern † 1826. Er zog

Nach Osterreich, dem heiligen Land der Treue
Und widmete in ritterlicher Weihe
Sich unserm Kaiser, unserm Vaterland

Am Friedhof ruhen zwei Grazer Dichter des vorigen Jahrhunderts, Johann von Kalchberg † 1827 und Carl Schröckinger. Kalchberg hatte vom Krankenlager aus in Gedichtform um diese Begräbnisstätte gebeten. Am einstigen Spitalhaus in der Zinzendorfsgasse ruft noch eine alte Tafel den Passanten eine heute recht unaktuell gewordene Mahnung zu: „Mercket in disem des teutschen Ordens Haus haben die Steyrer ihr Asylum vnd Zuflucht von vnd zum Rechten vermög gemainer Landt Handtfest, Johann Cobenzl de Prosegg Commendator. Anno 1583.“ Um die Kirche stehen neun Sandsteinstatuen, an denen mindestens drei verschiedene Händepaare gearbeitet haben.

Der vorgesehene Raum ist längst überschritten. Kurz also noch von zwei bösen Episoden in der vielhundertjährigen Geschichte der „holdseligen“ Kirche, da sie wiederum knapp an der Gefahr vorbeiging, ihr Leben oder doch ihren Beruf zu verlieren.

steht: Renovirt A. 1665. Die Buchstaben auf der gegenüberhängenden Tafel G.G.F.V.L. sind also aufzulösen: Georg Gottfried Freiherr von Lamberg.

Carlton hatte die bisher „eingepflasterten“ Grabsteine „widerumb an anständige orth appliciert“ — an den Außenmauern. Der älteste, noch gotisch gehaltene links vom Südportal zeigt einen Ritter in Ordenstracht. Die am Rande eckumlaufende Schrift, heute bis

Über die erste berichtet Graus im „Kirchenschmuck“ 1884. Die Überbelastung durch die unsachgemäß aufgesetzten Türme „hat Senkungen, Ausbeugungen der Fassadenmauern, die Schiefelage ihrer eigenen Körper und gewaltige Sprünge allenthalben mit sich gebracht“. Es bedurfte mächtiger Summen, die Schäden zu beheben. Der Eigentümer, der Orden, fürchtete, daß die Opfer umsonst gebracht werden müßten, da dem Bau nicht mehr zu helfen sei. Zwei Männer haben das Verdienst, die bereits beschlossene Demolierung in letzter Stunde abgewendet zu haben. Baumeister Ritter von F e r s t e l, der Erbauer der Wiener Votivkirche, zur Begutachtung nach Graz berufen, stellte beruhigend fest, daß „für die Stabilität des konstruktiven Gerüsts nichts zu besorgen ist, insofern ein weiterer Verfall der stützenden Strebepfeiler und des damit zusammenhängenden Mauerwerkes hintangehalten wird.“ Nun blieb der schwierige Kostenstandpunkt zu überwinden. Der Orden zögerte. Da warf sich Fürstbischof Johann Z w e r g e r mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität in die Waagschale. Er prägte das Wort, daß es für den Deutschorden nicht eine Geldfrage, sondern eine Ehrensache sein müßte, das Bauwerk weiterhin zu erhalten. Der Appell wirkte; im offenen Gemeinderat ward dem Kirchenfürsten für sein mutiges Wort sollenn gedankt. Nun tauchte noch vorübergehend der Plan auf, die Kirche einer Persönlichkeit oder einem Verein, die sich zu den erforderlichen Geldopfern entschlossen, zu überlassen. Generaldirektor Alois Karlon des Katholischen Pressevereines, ein würdiger Nachfahre der „Steirischen Carlone“, meldete sich zur Übernahme bereit. Schließlich aber entschloß sich der Orden, das Opfer selbst zu bringen. Damals wurden auch die Glasgemälde renoviert, vielleicht auch neu gruppiert. Darauf bezieht sich die Inschrift am Fuß des rechten Chorfensters: Eugenius A(rchidux) A(ustriae) Ord(inis) Teut(onici) Mag(ister) G(eneralis) in pristinam Formam Splendoremque restituere curavit 1895, Erzherzog Eugen von Osterreich, Hochmeister des Deutschen Ordens ließ (die Fenster) in der ursprünglichen Form und Schönheit wiederherstellen. Eugen war seit 1887 Koadjutor, seit 1894 Hochmeister, 1923 resignierte er. Ein letztesmal und hoffentlich das allerletztemal war das G o t t e s h a u s Maria am Leech bedroht in den Jahren der unseligen NS.-Regierung. Sie nahm dem Orden die Kirche weg und übertrug sie dem fb. Ordinariat. Dieses bestellte Studienrat Dr. Florian Kraus zum Kuraten. Eines Tages sah er in der Kirche einen Mann Ausmessungen vornehmen. Auf seine verwunderte Frage nach dem Zweck der Prozedur mußte er hören, die Gauleitung hätte verfügt, aus der Kirche ein — Museum zu machen. Der Akt läge bei Direktor Dr. W. T. Kurz entschlossen begab sich der Kurat zu ihm. Zu des letzteren Ehre sei festgestellt: Nach kurzer Rücksprache ließ er sich bewegen, den Akt „in der Schreiblede liegen zu lassen“, bis er gewaltsam zu seiner Durchführung gezwungen würde. Zum Glück bekamen Gauleiter und Reichsregierung bald drängendere Sorgen In den Greueltagen des Bombenregens blieb das liebevolle Marienheiligtum unverletzt. Daß es aber steinwurfnah in der unmittelbaren Gefahrenzone lag, bewiesen außer zahlreichen Verputzschäden „schlagend“ drei Eisenstücke, die in der Nacht durch die handwerklich verglasten Südfenster gesaut kamen. Sie lagen, als der Priester morgens zur hl. Messe kam, friedlich und unschuldig auf der Altarmensa zu Füßen der Schmerzhaften Mutter ...

1945 wurde die Kirche dem Orden zurückgestellt. Als Kurat trat an Generalrat Dr. Marian Tummler, seit 1948 Hochmeister. Sein Nachfolger Professor Helfferth sorgte mit väterlicher Umsicht im Verein mit Architekt Lebwohl für die Behebung der Kriegsfolgen: Die Farbfenster wurden bereits eingeglast. Ein lockender Plan schwebt dem „letzten“ Ordensritter am Lee vor: Die vermauerten Fenster der Nordseite wieder freizulegen. Ein schöner Traum. Ihn vereitelt leider fürs erste die 1663 angebaute Sakristei. Vielleicht gilt trotzdem auch hier: Wo ein Wille, da auch ein Weg. Im ungehinderten Lichterfluten der Frühzeit würde unser Liebfrauenheiligtum gewißlich erst recht zur „ganz holdseligen Kirche“.